

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 21 (1979)

Artikel: Ein bewegtes und tätiges Leben

Autor: Versell, Anton

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550650>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein bewegtes und tätiges Leben

Aus den Lebenserinnerungen von Anton Versell, einstiger Churer Stadtrat (1843—1930)

Ende des ersten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts ist mein Großvater *Michael Versell-Asmann* vom Vorarlberg her ins Bündnerland eingewandert. In Braz, im vorarlbergischen Klostertal daheim, betrieb er dort sein bäuerliches Heimwesen und war während vieler Jahre Ortsvorsteher. Als solcher hatte er während der Napoleonischen Kriege viel Schweres auszustehen. Im Frieden von Preßburg 1805 waren Vorarlberg und Tirol zu dem mit Frankreich verbündeten Bayern geschlagen worden. Im Friedensvertrag war festgesetzt worden, daß diese beiden Länder die besondern Rechte und Freiheiten, die sie unter Österreich besessen hatten, behalten sollten. Aber die neuen Machthaber richteten sich nicht sehr darnach und fanden dann mit ihren Änderungen und Neuerungen in den Vorarlbergern nicht so willfährige Untertanen, wie sie es wünschten. Dazu kam es zu Maßregelungen, und die bekam in Braz vor allem der Ortsvorsteher zu spüren. Inwieweit er durch persönliche Resistenz die Ungnade der Regierenden auf sich geladen und inwieweit er für die Sünden der Gemeindegliedern zu büßen hatte, muß dahingestellt bleiben.

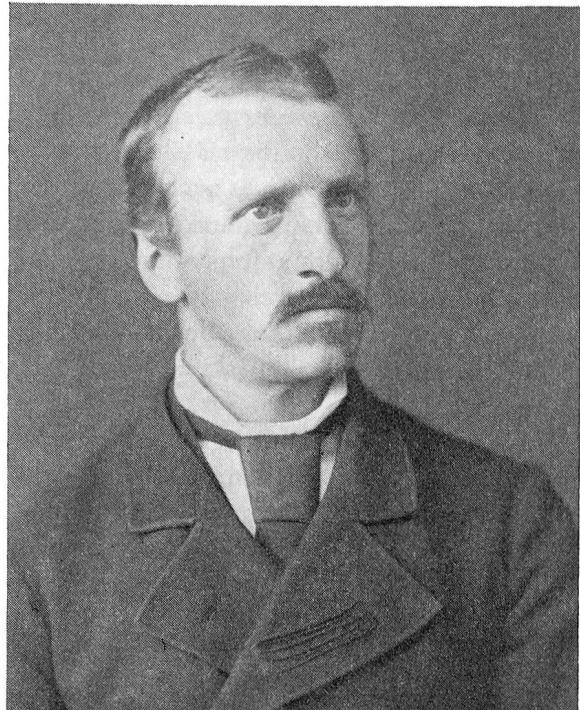
Kurz, eines Tages wurde er von den Bayern abgefaßt und auf die Festung Kufstein verbracht. Dort blieb er ziemlich lange interniert, so lange, daß er, wie er nachher erzählte, bei seinem regelmäßigen Rundgang auf dem Ziegelboden seiner Zelle eine merkliche Rinne ausgetreten hatte.

Nach seiner Entlassung aus dieser Haft stand ihm aber noch Schlimmeres bevor. Als

im Jahr 1809 der Krieg zwischen Frankreich und Österreich aufs neue losbrach und die Tiroler im Einverständnis mit der kaiserlichen österreichischen Regierung in einem Volksaufstand sich gegen die Bayern erhoben, nachdem die Aufständischen, unterstützt durch österreichisches Militär, ihrem Gegner wiederholte Niederlagen beigebracht und ihn aus dem Tirol vertrieben hatten, kamen sie in Begleitung einer österreichischen Truppenabteilung auch über den Arlberg heraus und säuberten das Vorarlberg von den Bayern; die Führer des Aufstandes waren nun Regenten auch in diesen Teile des Kriegsgebietes. Von Kriegsbegeisterung bei den Vorarlbergern bekamen sie wenig zu spüren. Das war an und für sich erklärlich. Eine besondere Intimität hatte zwischen dem Vorarlberg und Tirol nie bestanden. Der Aufstand war von der Regierung in Wien und den Tirolern im Geheimen, ohne Mitwissen der Vorarlberger verabredet und organisiert worden, und die Erwägung ließ sich auch nicht abweisen, daß, je mehr man sich dem Aufstand anschließe, desto härter man es dann bei dem leichtmöglichen Umschwung der Kriegslage werde zu büßen haben. Und so hatten sich bei der Aktion zur Vertreibung der Bayern nur wenige Vorarlberger beteiligt. Und nun wurde die Opferwilligkeit auf eine weitere Probe gestellt. Dem Oberkommando in Innsbruck fehlte es nachgerade an dem für alle Kriegsführung Nötigen, nämlich an Geld. Es wurde im Tirol und Vorarlberg eine allgemeine Landessteuer angeordnet. Die ging aber nur schwer und spär-

lich ein. Selbst im Tirol wurden die Bauern aufsässig. Viele hatten gemeint, der Aufstand bringe ihnen volle Abgabenfreiheit, und nun konnte man sagen hören: «Wenn wir noch alleweil zahlen sollen, so hätten wir wohl auch bayrisch bleiben können und hätten nicht nötig gehabt, so viel Opfer an Gut und Blut zu bringen!» Im Vorarlberg, wo man solche Opfer nicht gebracht hatte, stand es mit den Steuern nicht besser. Das war für das Aufstandskommando eine schwere Enttäuschung und Grund zu tiefer Erbitterung. Statt daß, wie man erwartet hatte, die Vorarlberger freudig und hilfsbereit sich dem Aufstand anschlossen, nun diese Hinterhältigkeit, in der man nichts anderes erblickte als verräterische, heimliche Sympathie mit dem Feinde.

Und nun schlug der Blitz wieder beim Ortsvorsteher von Braz ein. Das hatte aber noch seinen besondern Grund. Als nämlich bekannt geworden war, daß die allgemeine Kriegslage sich für Österreich ungünstig gestaltet hatte und das österreichische Militär aus dem Tirol zurückgezogen worden war, hatte mein Großvater sich unvorsichtigerweise dahin geäußert, daß der Aufstand sich nun wohl nicht lange mehr werde halten können. Diese Prognose war richtig. Wenige Monate nachher brach der Aufstand zusammen. Aber die derzeitigen Befehlshaber in Innsbruck, denen diese Äußerung, vermutlich tendenziös gefärbt, hinterbracht wurde, faßten die Sache anders auf. Für sie war es eine durchaus feindselige Kundgebung, dazu angetan, die Vorarlberger noch vollends abtrünnig zu machen. Da galt es einzuschreiten; der Mann mußte unschädlich gemacht werden. Er wurde festgenommen, nach Innsbruck geführt und dort vor ein Kriegsgericht gestellt, dem der Oberkommandant vom Tirol, Andreas Hofer, in Person vorstand. Das Gerichtsverfahren war sehr summarisch, und der Angeklagte wurde beim Verhör von Hofer barsch angefahren. Eine besondere Intelligenz will mein Großvater bei Hofer nicht wahrgenommen haben, ebenso wenig auch irgendeine Regung von Milde beim Gericht. Das Urteil, das Kriegsgerichte zu Kriegszeiten immer am nächsten bei der



Anton Versell in den neunziger Jahren.

Hand haben — Tod durch Erschießen — stand dem Delinquenten in sicherer Aussicht. Da traf in letzter Stunde ein Schreiben vom Wiener Hof ein, das sich für den Angeklagten verwandte und den unentwegt kaisertreuen Hofer bewog, vom Schlimmsten abzusehen. Das war so gekommen: Sofort nach der Aufführung des Großvaters hatte die Großmutter, Böses ahnend, durch einen Expressboten ihrem Verwandten, Prof. Lorünser in Wien, Bericht gesandt und seine Hilfe angerufen. Dieser war unverzüglich und mit Erfolg bei einflußreicher Stelle für den Bedrohten vorstellig geworden.

Mein Großvater blieb dann noch einige Zeit in Haft. Die Bewachung scheint nicht eine sehr scharfe gewesen zu sein, denn es gelang dem Inhaftierten, die Freiheit zu gewinnen und heimzukehren. Aber bald mußte er inne werden, daß man ihn in Innsbruck nicht vergessen hatte. Eines Morgens, er saß bei den Seinen beim Frühstück, sah er plötzlich einen Trupp Bewaffneter von der Talstraße her auf sein Haus zukommen. Mein Großvater besann sich keinen Augenblick. In schnellstem Lauf verließ er das Haus durch die Hintertüre, eilte den

Rain hinunter, der dort vorbeifließenden Alpen zu und über diese hinüber, um dann rasch den jenseitigen Hang hinanzusteigen dem nahen Walde zu. Aber gerade, als er diesen erreichte, hatten ihn die Häscher entdeckt. Einige Kugeln wurden ihm nachgesandt, die aber ihr Ziel verfehlten. Dann entzog ihn der Wald den' Blicken der Verfolger. Diese setzten ihm noch eine Strecke weit nach, wohl mehr, um sich von der Wirkung der Schüsse zu überzeugen. Den behenden, ortskundigen Flüchtling einzuholen, falls er unverletzt geblieben, war zu aussichtslos. Dafür ließen es sich aber diese Männer nicht nehmen, der Familie des Flüchtigen in corpore einen Besuch abzustatten. Den Leuten mußte gezeigt werden, wer jetzt Meister sei im Land.

Die Mutter mit ihren drei Kleinen, wovon der älteste, der sechsjährige Alois, mein Vater war, befand sich in der Wohnstube in größter Angst um den Vater. Und da kamen sie nun herein, die Männer, die auf ihn gefeuert, ihn vielleicht wund oder tot geschossen hatten. Von dieser militärischen Visite ist mir nur die kleine, aber charakteristische Episode überliefert worden, wo einer dieser Krieger den als Wickelkind in der Wiege liegenden Jüngsten mit der Spitze seines aufgepflanzten Bajonetts emporhob, rufend: «Soll i den baarischen Schwanz glei an d'Wand auffi spieß'n?» Zum Vollzug dieser patriotischen Handlung kam es nicht. Dem Manne war es wohl nur um die Demonstration zu tun, und im Wehgeschrei von Mutter und Kinder kam deren Effekt genügend zum Ausdruck. Als dann die Patrouille fortgezogen war, wurde auf Veranlassung der Großmutter der Waldhang sorgfältig abgesucht mit tröstlichem Ergebnis. Ziemlich weit oben fand man ein Tüchlein des Großvaters, das er an sichtbarer Stelle an einen Baum festgebunden hatte zum Zeichen, daß er unversehrt hier vorbeigekommen. Und von da an ist er dann ohne Aufenthalt weiter gewandert über die Berge des Rätikon hinüber ins Bündnerland, wo er sich sicher fühlen konnte.

In einem Bergwerksbetrieb im Oberhalbstein fand er Arbeit, die ihm zusagte. Das

Vorarlberg war von altersher das Land der Bergwerke, und die zu seiner Zeit herrschende Auffassung von der hohen Bedeutung der mineralischen Schätze unserer Berge hat auch mein Großvater geteilt. Der Erzgewinnung hat er stets großes Interesse entgegengebracht. Und da ihm dort oben das Land, die Leute und die freiheitlichen, gesicherten Zustände gar wohl gefielen, entschloß er sich bald, auf die Dauer Abschied zu nehmen von seiner vorarlbergischen, zum Zankapfel der Mächte gewordenen Heimat, in der er wegen Mangel an Untertänigkeit nach rechts und links so viel Ungemach erduldet hatte. Sobald er, nach dem Zusammenbruch des Tiroleraufstandes, ungefährdet hinreisen konnte, holte er seine Familie zu sich und nahm in Conters im Oberhalbstein seinen Wohnsitz.

* * *

Wie lange die Familie meines Großvaters in Conters geblieben ist, weiß ich nicht. Ich kann überhaupt über den Verlauf der nächsten 10—12 Jahre nur Weniges berichten. Mein Vater, 1803 geboren, war also etwa sieben Jahre alt, als er nach Conters kam. Er hat dort die damals sehr primitive Dorfschule besucht, aber auch diese nur kurze Zeit; denn er mußte sehr früh dem Verdienst nachgehen. Vermutlich hat er schon als Knabe mit seinem Vater in dem benachbarten Eisenwerk am Stein gearbeitet. Die Großmutter ist in Conters gestorben und dort beerdigt. Mein Vater lernte den Beruf des Bergmannes, und schon im Alter von 18 Jahren arbeitete er als fertiger Häuer in dem damals von Landammann Hitz betriebenen Silberberg bei Jenisberg. —

Um diese Zeit trat dort bei ihm ein Ereignis ein, das eine Wendung in seinem Leben herbeiführte. Eines Morgens, als er in Begleitung einiger Arbeitskollegen in den Schacht des Bergwerkes einstieg, fiel er infolge eines Fehltrittes in den Schacht hinunter, und zwar mehr als haushoch, so daß es ein Wunder war, daß er mit dem Leben davonkam. Dies um so mehr, als er bei dem Sturze ein schweres Bündel Eisenwerkzeug auf sich trug. Er war beim Fallen glücklicherweise auf die Füße zu stehen ge-

kommen und trug außer einer gewaltigen Verstauchung der Füße keinen weiteren Schaden davon. Wahrscheinlich wurde die Wirkung des Sturzes dadurch etwas gemildert, daß die Wand des Schachtes nicht vollkommen senkrecht war und mein Vater beim Fallen dieselbe streifte. An seinem Lederschurz waren Spuren davon sichtbar. Bei dem Sturze war er bei voller Besinnung geblieben, und da er sah, daß es mit der Arbeit für einstweilen aus sei, stieg er sofort wieder über die Leiter hinauf. Auf halbem Wege begegneten ihm seine Mitarbeiter, und diese waren anfangs zu Tode erschrocken, als sie ihn sahen. Sie hielten es für ganz unmöglich, daß er noch leben könne, und glaubten, der Geist ihres Kameraden tauche vor ihnen auf. Im Quartier angekommen, waren ihm die Beine derart angeschwollen, daß die Hosen entzweigeschnitten werden mußten. Es ging dann lange, bis er die Gliedmaßen wieder gebrauchen konnte; bleibender Schaden ist ihm jedoch nicht geblieben. —

Infolge dieses Unfallen war ihm aber der Beruf des Bergmannes verleidet, und er wandte sich nun einem andern zu. Er trat bei dem weitherum als tüchtiger Meister bekannten Hammerschmied Heß in Surava in die Lehre und hat sich selber auch zu einem guten Waffen- und Hammerschmied ausgebildet. — Einen für diesen Lehrmeister charakteristischen Auftritt hat Vater erzählt: Der Meister war mit seiner Frau im Streit und dabei in solchen Zorn geraten, daß er eine Axt gegen die Frau erhob. — Diese aber, eine sehr flinke Person, wartete das Weitere nicht ab; im Nu hatte sie sich in sichere Entfernung begeben. Und Meister Heß legte auch richtig die Waffe beiseite mit den Worten: «Wenn i nit a Mann wär wie a Schof, so wär sie jetzt hin!» —

Von Vaters Wanderjahren weiß ich nur, daß er eine Zeit in der Meierschen Hammerschmiede in Feldkirch und dann auch als Werkzeugschmied in den Bergwerken von Scarl, am Silberberg und in Bellaluna gearbeitet hat. Mit seinem um zwei Jahre jüngern Bruder Martin, der sich noch, meist durch Selbststudium, zu einem guten Mathematiker und praktischen

Ingenieur ausgebildet hatte, übernahm er in diesen Jahren auch die Erstellung von Waldwegen und die Lieferung von Holzkohle für bündnerische Eisenwerke.

Bei dieser Tätigkeit hatte er ein Erlebnis, an das er sich später gerne erinnerte. Er war eines Abends in seiner Arbeiterhütte im Walde und mit der Ausrechnung der Arbeiterlöhne beschäftigt. Es geschah dies vor der geöffneten Kiste sitzend, worin sich verschiedene Papiere, aber auch Säckchen mit Sprengpulver befanden. Zur Beleuchtung war eine brennende Kerze auf dem Rand der Kiste aufgestellt. Auf einmal fällt nun die Kerze aus irgendeiner Ursache in die Kiste hinein, und im Nu sind die darin befindlichen Papiere in hellen Flammen. Ein neben meinem Vater stehender Arbeiter, ein Tiroler, die gefahrvolle Situation erkennend, springt im größten Schrecken zur Hütte hinaus, mit dem Ruf: «D'Hitten ist hin!» Mein Vater dagegen verlor die Geistesgegenwart nicht. Blitzschnell erfaßte er mit beiden Händen den ganzen Haufen brennender Papiere, trug sie vor die Hütte hinaus und trat dort das Feuer am Boden aus. Hätte er gleich seinem Gefährten die Flucht ergriffen, weder der eine noch der andere wäre der Gewalt der im nächsten Moment unvermeidlichen Explosion entgangen.

Der Großvater scheint in dieser Zeit sich viel mit dem Aufsuchen von Erzgängen wie auch mit Projekten der selbständigen Ausbeutung von solchen abgegeben zu haben. Zu Gewinn ist er dabei nicht gekommen.

Im Jahr 1836 übernahm dann mein Vater pachtweise die Hammerschmiede in *Tamins*. Er hatte sich etwa 800 Gulden erspart und benutzte dieses Kapitälchen zur Instandstellung der ziemlich verwahrlosten Werkstätteeinrichtung und zur Anschaffung von Eisen, Stahl und Kohlen. Rüstig machte er sich an die Arbeit, aber trotz allen Fleißes und aller Sparsamkeit kam er auf keinen grünen Zweig. Nach ein paar Jahren hatte er sein Geld sowie sein Material so ziemlich aufgebraucht und statt dessen nur Guthaben in den Büchern meist bei Bauersleuten, die kein Geld hatten. Die beste Kundschaft war noch die französi-

sche Gesellschaft, die damals im Farsch bei Reichenau den Holzexport betrieb und Rundholz in großen Mengen mit Flößen rheinabwärts sandte. Um mit den Leitern dieses Geschäftes leichter zu verkehren, hatte mein Vater sich hinter das Studium der französischen Sprache gemacht, und er brachte es mit Hilfe einer Grammatik auch wirklich so weit, daß er in dieser Sprache sich ordentlich verständigen konnte. Auf eine einigermaßen gesicherte Existenz war aber hier in Tamins keine Aussicht. Diese Pacht wurde daher aufgegeben, und da sich hierzulande auch sonst nichts Passendes fand, entschloß sich mein Vater zur Auswanderung nach Amerika, wohin der Großvater und des Vaters Bruder, Josef, geboren 1809, nicht lange vorher schon übersiedelt waren. Mit ihm unternahmen die Reise die beiden Schwestern Maria und Rosa und der Mann der letzteren, Bühler von Bonaduz.

Der Abschied von Tamins ist ihm schwer gefallen. Er hatte dort seine zukünftige Lebensgefährtin gefunden, *Elsbeth Lendi*, geboren 1812, Tochter des Ammann Heinrich Lendi und der Cathrina, geborene Capräz. In einem während der Seereise geschriebenen Briefe kommt dieser Trennungsschmerz rührend zum Ausdruck. Die Reise ging über Paris, Le Havre. Die Fahrt mit der Postkutsche über die holperig gepflasterten französischen Landstraßen muß kein Vergnügen gewesen sein! Jeden Augenblick habe man fürchten müssen, das Vehikel gehe in Trümmer. Aber mit unzerstörbarem Gleichmut habe der Kondukteur die besorgten Passagiere getröstet: «Seid unbesorgt, wir garantieren für alles!» Am 25. April 1839 schiffte man sich mit einem französischen Segelschiff in Havre ein. Seekrank wurde mein Vater, wie er in seinen Reisenotizen bemerkt, schon in der ersten Stunde, bis abends war es aber wieder ganz gut. Unter den fremden Mitreisenden fand sich niemand, dem er sich hätte anschließen mögen, mit Ausnahme eines Amerikaners. Die Überfahrt dauerte 33 Tage. Am 27. Mai warf das Schiff im Hafen von New York Anker. Von dort ging dann die Reise nach dem Staate Illinois. In der Nähe

der kleinen Stadt Galena ließ sich mein Vater nieder.

Es hatte in dieser Gegend noch viel unkultiviertes Land, das sich aber zur Bepflanzung sehr gut eignete. Vom Staate war das ganze Gebiet vorsorglich vermessen und in Sektionen eingeteilt worden von einer dem Bedarf und der Leistungsfähigkeit eines Ansiedlers angemessenen Größe. Diese Parzellen konnten gegen eine kleine Anmeldegebühr in Besitz genommen werden und gingen innert einer bestimmten Frist ins Eigentum des Ansiedlers über, ohne weiteres Entgelt, aber unter der Bedingung, daß bis dahin ein gewisser Teil der Sektion urbarisiert und bebaut sein mußte. Mein Vater belegte nun eine solche Parzelle, und das erste war dann die Errichtung einer Schmiedewerkstatt. Er hatte auch bald ausgezeichnete Arbeit und Verdienst und ließ nun, um den Übernahmeverpflichtungen zu entsprechen, ein größeres Stück des Bodens durch einen benachbarten Farmer urbarisieren und beackern. Da in dortiger Gegend noch Mangel an Handwerkern und im weiten Umkreis keine andere Schmiede war, bekam er bald reichlich Arbeit und guten Verdienst. Und da er es vorzugsweise mit einer englischsprechenden Kundschaft zu tun hatte, säumte er auch jetzt nicht, sich diese Sprache anzueignen. Wie rasch er damit zustande kam, ist ersichtlich aus dem dort geführten Geschäftsjournal, worin die Eintragungen von ihm selbst schon zu Beginn des Jahres 1840 in englischer Sprache aufgeführt sind. Mein Vater war also bester Zuversicht, hier in gutem Klima und angenehmer Gegend ein gutes Auskommen zu finden, auch für den Unterhalt einer Familie.

Er bewarb sich daher auch um das amerikanische Bürgerrecht, das damals ohne große Umstände und Kosten zu erlangen war, und nach zweijährigem Aufenthalt entschloß er sich, hier zu bleiben und nur nach Europa zurückzukehren, um seine Elsbeth herüberzuholen. Und so kam er im Frühjahr 1841 wieder nach Tamins. In Felsberg bei Pfarrer Truog fand bald darauf die Trauung statt, und alles wurde nun zur Rückreise vorbereitet. Kisten und Koffer wurden bereitgestellt und

die nötigsten Sachen, die drüben nicht so gut erhältlich waren. Aber — da stellte sich ein großes Hindernis der Auswanderung entgegen. Der jungen Frau wollte es schier das Herz brechen, sich von der Heimat und von ihrer lieben Mutter — ihr Vater war schon mehr als 10 Jahre gestorben — zu trennen, und als mein Vater sah, wie schwer ihr das Scheiden fallen würde, brachte er ihr seinen Lieblingsplan zum Opfer und blieb im Lande. —

Und es eröffnete sich ihm dann doch auch hier wieder eine Aussicht, sich eine Existenz zu gründen. Die alte Denzsche Hammerschmiede in *Chur* stand unter vormundschaftlicher Verwaltung, und diese schrieb nun dieses Objekt zum Verkauf aus. Auf diese Gelegenheit richtete nun mein Vater sein Auge, und es gelang ihm dann auch, diese Liegenschaft zu erwerben. Am 23. Januar 1844 wurde der Kaufvertrag abgeschlossen. Der Kaufpreis betrug 1450 Gulden. —

Unterdessen war bei der Familie Zuwachs eingetroffen: mein Bruder Heinrich im Mai 1842 und ich im November 1843.

Bei der Übersiedlung von Tamins nach Chur im Jahr 1844 wurde nur ich, als der mütterlichen Pflege besonders bedürftig, mitgenommen. Bruder Heinrich verblieb in der Obhut der Großmutter. Mit dieser Übersiedlung sind meine ersten Erinnerungen verknüpft. Das Erste, an das ich mich erinnere, ist, daß ich mit der Mutter in einem Einspännerchaisen durch das Welschdörfli gefahren kam. Hier hielten wir an, und ein mittelgroßer, freundlicher Mann — mein Vater — nahm uns in Empfang. — Meinen Eltern wartete hier eine schwere Aufgabe. Die Gebäulichkeiten und Einrichtungen der «Wasserschmiede», wie man sie damals in Chur allgemein nannte, waren uralt und in einem üblen Zustande. Das Lokal der Hammerschmiede war niedrig und dunkel. Innert der 5 Meter Höhe der nachherigen Schmiedewerkstatt war nämlich noch ein ganzes Wohngeschoß eingebaut. Infolge der Enge des Raumes und des ungenügenden Abzuges des Kamins lagerte sich der Staub in demselben massenhaft an und geriet durch die beim Schmieden sprühenden Funken sehr oft



Scharfschütze Versell.

in Brand, das Ganze gefährdend. Das Hammerwerk und die Wasserräder befanden sich in äußerst verlottertem Zustand, was stetige Unterbrechungen der Arbeit verursachte. —

Mein Vater sah, daß es so nicht vorwärts gehen konnte, und er entschloß sich daher zu einem völligen Umbau der Hammerschmiede oder, richtiger gesagt, zu deren Neubau. Die Hammerschmiede erhielt eine Grundfläche von 100 m² und eine Höhe von 5 m, und oberhalb der Schmiede wurden zwei Wohnungen neu eingebaut. Der Bachkanal und die drei Wasserräder, eines für den großen Blasbalg, eines für die Wasserhämmer und eines für die Schleiferei, wurden neu erstellt. Der Wellbaum für die Hämmer hatte fertig abgedreht einen Durchmesser von 1 m und eine Länge von 10 m. Der größte der Wasserhämmer hatte ein Gewicht von 4½, der Streckhammer und der Breithammer ein solches von je 2½ Zentnern. Vier Schmiedessen waren da, eine für das große Schmelzfeuer zum Einschmelzen des alten Eisens und drei kleinere Feuer für Waffen und Hufschmiedearbeiten. Die Esse des Schmelzfeuers nebst einer zweiten größeren Esse

wurden später in einen besondern Vorbau gegen den Hof hinaus verlegt. Während den Umbauten hatte der Vater die Schmiede beim Obern Tor (in späterer Zeit zu einer Wirtschaft «zur Schmiedstube» umgewandelt) gemietet, und diese wurde auch noch nach dem Umbau der Hammerschmiede auf Rechnung des Vaters fortbetrieben. Die Hammerschmiede war dann aber auch wirklich so gut geraten, daß man von kundiger Seite hören konnte, es sei keine schönere Hammerschmiede weit und breit vorhanden. Und in dieser arbeitete nun mein Vater mit 5—6 Gesellen und Lehrjungen. Wohnung hatten meine Eltern in dem uralten, im Verfall begriffenen, einstöckigen Hause an der Welschdörflistraße. In diesem Logis walzte nun meine Mutter ihres Amtes. In der Küche mit dem altärmlichen Kochherd hatte sie das Essen für die Ihrigen und die gesamte Arbeiterschaft zu bereiten, meist mit Hilfe eines halbwüchsigen Mägdleins. Die Arbeiter hatten damals alle nicht allein Kost, sondern auch Logis beim Meister, und demnach waren auch für diese Zimmer und Betten zu besorgen. Und wenn die Mutter nachts etwa um 10 Uhr im Haushalt Feierabend machen konnte, dann ging erst noch die Jagd nach den Wanzen los, die sich in dem verwitterten Getäfer des Schlafzimmers zahllos eingenistet hatten. Die halbe Nacht mußte von meiner armen Mutter dieser nie endenden Abwehr geopfert werden. Von Ferien zur Entspannung von ihrer aufreibenden Tätigkeit war bei der Mutter keine Rede. Wohl aber gab es Unterbrechungen durch die Geburten von vier Knaben, die noch in den Jahren 1845—1851 ankamen und dann auch noch, eine Folge übermäßiger Anspannung, durch ein schweres Nervenfieber. Damaliger medizinischer Praxis entsprechend, hatte sich am Ende dieser Krankheit ein großer Korb gebrauchter Medizinflaschen angesammelt, und eine lebenslängliche Verdauungsschwäche ist dieser bis dahin kerngesunden, kräftigen Frau davon geblieben. Bei diesen Unterbrechungen trat allemal die gute Großmutter von Tamins her in die Lücke. —

In der Schmiede wurde, wie es damals bei den Handwerkern üblich war, von morgens 5

Uhr bis abends 7 Uhr gearbeitet, unterbrochen bloß durch die beim Meister eingenommenen Mahlzeiten.

Mit der Arbeit ging es in der Hammerschmiede ordentlich. Namentlich durch die Anfertigung guter Werkzeuge erwarb sich mein Vater bald einen guten Ruf im Land herum. Aber mit den Geldmitteln haperte es bedenklich. Vater hat oft erzählt, wie er einmal, als auf dem Effekt der Hammerschmiede eine Abzahlung geleistet werden sollte, er ganz «blutt» gewesen sei und ein schlimmes Ende befürchten mußte. Und gerade im letzten Moment sei, wie ein Engel vom Himmel, eine Frau Landammann N. aus dem Rheinwald zu ihm in die Schmiede gekommen und habe ihm eine Kapitalanleihe angeboten, die gerade zur Deckung jener fälligen Schuld ausreichte. Vater vermutete, der ihm sehr gewogene Landammann O. P. Casparis im Domleschg habe ihm diese Frau zugewiesen. —

Abgelieferte Arbeiten mußten zum größten Teil kreditiert werden. Rechnungstellung erfolgte gewöhnlich auf Maimarkt und Andreasmarkt. Der Vater sah sich daher in der ersten Zeit oft in der Lage, kleinere Darlehen von einigen hundert Gulden aufzunehmen, die ihm von den hiesigen kleinen Bankgeschäften auf einige Monate Frist ohne weitere Sicherheit bewilligt wurden. Mit der Zunahme guter Arbeit besserte es aber bald auch finanziell.

Vor Erstellung der Eisenbahn, die den Verkehr mit den Eisendistrikten des Auslandes erleichterte und erschloß, war man hiezulande auch im Eisengewerbe meist auf die Selbstproduktion angewiesen. Und dieser Sachlage angepaßt, bestand ein wichtiger Teil der Arbeit in der Hammerschmiede im Einschmelzen von altem Eisen zur Herstellung von neuem Eisen zu Ambossen, Schmiedehämmern, Steinschlägeln, Hebeisen, Glockenhallern, Wagenachsen und Reifen. Das waren die sogenannten «Waffenstuben», die zur Anfertigung von Werkzeugen jeder Art dienten. Absatz fanden diese Erzeugnisse auch außerhalb des Kantons. An Eisenhandlungen von Zürich, Basel usw. hat mein Vater viel solche Ware geliefert. Und die bedeutende Glockengießerei Keller in Zürich

bezog während vieler Jahre alle Glockenhaller aus der väterlichen Werkstatt. Das aus altem Eisen (Schmelzeisen) hergestellte Material war widerstandsfähiger und dauerhafter als das meistens aus Belgien kommende Walzeisen. Darum wurden auch zum Beispiel die Radreife für die Postverwaltung während Jahrzehnten vom Vater geliefert. Die von ihm gelieferten Werkzeuge, Äxte, Schneidwaffen für Zimmerleute, Hämmer, Hebeisen, Bohrer für Maurer und Mineure, Ambosse und Hämmer für Schlosser, Flaschner und Kupferschmiede, Werkzeuge für Feldarbeit, Hauen, Karste, Pflugschare usw., fanden alle wegen ihrer zweckmäßigen gefälligen Form und ihres guten Materials allgemeine Anerkennung und guten Absatz. Besondere Sorgfalt wurde auf die Wahl und die Behandlung des Stahls verwendet. Aus renommierten steyrischen Stahlwerken wurde der Rohstahl bezogen und hier raffiniert. Die mit solchem Stahl versehenen Werkzeuge zeichneten sich denn auch durch feinen «Schnitt» aus.

Als Brennmaterial wurde vor Einführung der Eisenbahn ausschließlich Holzkohle verwendet. Zum guten Teil aber auch, nachdem die Steinkohle Einzug gehalten hatte, denn beim Schmelzfeuer kam nur Holzkohle zur Verwendung. Diese wurde in der Weise beschafft, daß mein Vater in der Waldung einer Gemeinde der nähern und weitern Umgebung Holz kaufte und dieses durch eine Gruppe Köhler aus dem Bergamaskischen, die im Frühjahr kamen und im Herbst heimkehrten, aufzurüsten und verkohlen ließ. Während des Sommers mußten diese Köhler mit Proviant, Pollentamehl und Käse versehen werden; die Auszahlung des Lohnes erfolgte am Schluß der Arbeitszeit. Hiefür mußten allemal erhebliche Geldbeträge aufgebracht werden.

Während einiger Jahre war der Betrieb auch auf den Hufbeschlag eingerichtet. Dieser wurde dann aber aufgegeben, beibehalten aber die damit in Verbindung gestandene Wagenarbeit und namentlich die Anfertigung von Pflügen, speziell des amerikanischen Wendepflugs, den mein Vater als Erster im Kanton erstellt und eingeführt hat. Außer den drei Hauptmahl-

zeiten wurde nachmittags ein Schoppen Wein mit Brot verabreicht, den man während des Arbeitens einnahm. —

Tüchtige, vertraute Arbeiter am Schmelzfeuer waren während mancher Jahre die Brüder Michel und Christian Balzer von Schmitten, die diesen Beruf in Bellaluna erlernt hatten, und als Waffenschmied Peter Hasenfraz von Ems. Die bedenkliche Baufälligkeit des alten Wohnhäuschens bewog meinen Vater schon sehr bald zu einem Neubau auf dem Platz ostwärts an der Landstraße, auf dem ein alter Schuppen stand. Ende der vierziger Jahre wurde hier das jetzt stehende Haus, zunächst aber nur einstöckig, erbaut, wahrscheinlich nach dem Plan von Baumeister Ludwig, der später eine Anzahl der bessern Bauwerke in Chur, unter anderm die Villa Planta, das Staatsgebäude am Graben, die Kaserne usw., ausgeführt hat. Bei Erstellung dieses Wohnhauses entspann sich ein kleiner Rechtshandel mit den Eigentümern des östlich anstoßenden Bodens, der Familie Walser. Diese hatten bis hart an die Grenze das jetzt dastehende Gebäude «Zur Tonhalle» errichtet, während sie von Rechts wegen eine Entfernung von 8 Fuß hätten einhalten sollen. Dies um so mehr, als der dem Vater gehörende Schuppen nach dieser Seite ein Fenster hatte, das dadurch verbaute wurde. Außerdem wurden an der westlichen Fassade dieses Hauses im zweiten Stock Fenster angebracht, wodurch ein Höherbau des väterlichen Gebäudes verunmöglich worden wäre. Mit Hilfe eines guten Rechtsanwaltes, des Historikers Th. Mohr, brachte mein Vater es dann zu einem Vergleich, wonach von Walsers Seite die verpflichtende Erklärung abgegeben wurde, daß die betreffenden Fenster einem diesseitigen Höherbau nicht hinderlich sein sollten, eine Verpflichtung, von der dann auch beim Höherbau unseres Hauses im Jahr 1881 Gebrauch gemacht wurde.

Im Jahr 1852 erfolgte dann auch der Abbruch des alten Hauses und der Neubau an dessen Stelle. Wie sehr dieses alte Haus baufällig geworden war, erhellt daraus, daß, als man die Vorfenster unter das Dachgebäck hineingestellt hatte, man diese nicht mehr her-

ausnehmen konnte, weil das Gebälk im Lauf des Sommers sich ganz auf diese Fenster herabgesenkt hatte. Und beim Abbruch brach der Küchenboden mit einem Arbeiter ein. Ich erinnere mich noch gut, wie mein Vater ihm aus dem Schutt herauhalf und ihn wegtrug. Die Bauweise war damals eine andere als heute. Nur eine kleine Zahl von Arbeitern war an der Bauerei beschäftigt. Sie standen im Taglohn des Bauherrn und erhielten von diesem jeden Samstagabend den Samstagtrunk. Die Fertigstellung eines Hauses im Rohbau erforderte mindestens eine Zeit von zwei Jahren. Der letzterwähnten Hausbaute vorausgehend, hatte noch eine Bereinigung des Grundeigentums stattgefunden. Denn das Parterrelokal im alten Denzschen Wohnhause war im Besitz des westlichen Nachbarn, Gerbermeister G. C. Fischer. Es kam dann ein Tausch zustande. Gerber Fischer trat dieses Parterre an meinen Vater ab und erhielt dafür eine kleine, nördlich an das jetzige Gasthaus zum Rütli angebaute Stallung, die im Kauf der Hammerschmiede inbegriffen war. Wahrscheinlich hatte sich Nachbar Fischer zu diesem Tausch um so leichter verstanden, als ihm der Aufenthalt in diesem baufälligen Hause nachgerade unheimlich geworden war. Nicht lange vorher war von der Familie Walser auf dem Platz, wo jetzt das Kienzlesche steht, das Gebälk einer Stallbaute aufgerichtet worden. Und infolge mangelhafter Fundamentierung stürzte dann in einer Nacht unter gewaltigem Krach das ganze Bauwerk ein. Und da war es Gerber Fischer, der mit einer Laterne aus seinem Haus herauspringend gegen das Denzsche Haus hinaufleuchtete, im Glauben, es könne nur dieses Haus sein, das eingestürzt sei. Dieses alte Haus war so weit in die Straße hinaus gestanden, daß man vom Stubenfenster die ganze Straße einwärts übersah. Mein Vater errichtete dann aus freien Stücken im Interesse der Straßenkorrektion den Neubau zurück in die jetzige Baulinie. —

Aus der Zeit des Sonderbundes — bei Ausbruch des Krieges war ich 4 Jahre alt — kann ich mich noch an einiges unsere Familie Beührendes erinnern. Mein Vater war sehr frei-

sinnig und entschieder Republikaner. Er stand ganz auf seiten der Sonderbundsgegner. In der hiesigen Bevölkerung hielt man die ganze Sachlage für recht gefährlich, und unter anderm hegte man auch die Befürchtung eines Überfalles der Stadt Chur durch die katholischen, sonderbündlerisch gesinnten Oberländer und Oberhalbsteiner. Unter diesen Umständen war es geboten, namentlich für den Fall, daß die hiesige Miliz ins Feld ziehen mußte, daß alle noch vorhandene waffenfähige Mannschaft zur Abwehr sich bereithalte. Dieser Verpflichtung unterzog sich auch mein Vater ohne weiteres, indem er aus eigenen Mitteln mit den Waffen der Scharfschützen, Stutzer und Weidmesser, sich ausrüstete. Zur Verwendung kam dann diese Bürgerwehr glücklicherweise nicht weiter, als daß der ständige Wachtposten beim Obern Thor während der Zeit der größten Gärung ihr entnommen wurde. —

Etwa ein Jahr lang besuchten ich und Bruder Martin auch die von Frau Pfarrer Truog geleitete Kinderschule. Sie befand sich in einem alten Hause in der obern Gasse und war ohne Garten. Bei den gemeinsamen Spaziergängen mußten sich die Kinder je zwei und zwei an Holzstäbchen, die an einer langen Schnur befestigt waren, festhalten. Wir lernten dort unter anderm ein paar Weihnachtslieder zweistimmig singen und haben damit den Eltern große Freude machen können.

Im September 1850 trat ich in die erste Klasse der Stadtschule ein bei Lehrer Gogel. Gleichzeitig kam mein Bruder Heinrich von Tamins herein zu uns, und er wurde in die zweite Klasse der Stadtschule aufgenommen. Dieser war schon in Tamins in die Schule gegangen. Die Großmutter und der mit ihr zusammen wohnende Oheim Anton, der jüngste Bruder meiner Mutter, haben Heinrich sehr ungern von sich weggelassen; sie hatten sich an ihn gewöhnt, und als sehr arbeitswilliger und kräftiger Knabe konnte er ihnen schon allerlei helfen. In mein bis dahin glückliches, ungetrübtes Verhältnis mit Bruder Martin brachte aber die Ankunft des ältern Bruders eine böse Störung. Von da an gab es zwischen

uns beiden immer Differenzen, und Heinrich stellte sich immer auf Martins Seite. Wir hatten in der Folge viel Streit untereinander, der, wenn es der Mutter zu arg wurde, von ihr dadurch gedämpft wurde, daß sie uns androhte, uns ins Schwabenland zu schicken, von dem uns ein ganz schreckhaftes Bild entworfen wurde. Bei den Bauern, an die wir dort verdingt würden, bekämen wir nichts zu essen als eine stockdicke Hafersuppe — eine Speise, die uns schon hier zuwider war, und als Strafe werde man dort in eine Grube versetzt, in der Molche und Kröten ihr Unwesen trieben. Um uns diese Verbannung nach dem Schwabenland recht anschaulich zu machen, hatte die Mutter auch drei Sackbündel mit Tragriemen bereitgestellt, wie sie damals von den sogenannten Schwabengängern aus dem Oberland jeden Frühling und Herbst vor unserem Haus vorbeigetragen wurden. Diese Drohung genügte dann, um unsern Streit in ein einmütiges großes Wehgeschrei umzuwandeln, das uns regelmäßig die mütterliche Verzeihung bewirkte. —

Die Sommerferien brachte ich in diesen Jahren mit Bruder Heinrich meistens in Tamins bei der «Nana» und Öhi Anton zu. Bis zu des Oheims Anfang der fünfziger Jahre erfolgten Verheiratung führte die Großmutter ihm die Haushaltung. Sie war eine liebe, gute, außergewöhnlich kenntnisreiche und tüchtige Frau. Im Jahre 1781 geboren, Tochter des damaligen Pfarrers Capräz in Tamins, hatte in ihrer Jugendzeit die Zeit der Napoleonischen Kriege durchgemacht, die auch dem Dorf Tamins schwere Heimsuchung brachten. Die Großmutter hat uns von diesen Kriegereignissen oft erzählt, wie sie überhaupt ein vorzügliches Erzählertalent hatte. Im Frühling 1799 nahmen diese Drangsale ihren Anfang, als eine französische Heeresabteilung unter General Demont über den Kunkelspaß herkam, um die unter General Auffenberg um Chur herum stehenden Österreicher im Rücken zu fassen, während diese von Oudinot und Massena von Norden her angegriffen wurden. Da erging der Alarmruf durch das Dorf Tamins: «Die Franzosen kommen über „Calleira“ herab!» Ein

Tambour schlug Alarm, und die wehrhafte Mannschaft stellte sich mit Schieß- und Schlagwaffen den Andringenden entgegen. Nur mit dem Ergebnis, daß einige der Bauern im Gefecht fielen, andere gefangen und im Dorf vor ihren Häusern erschossen wurden. Nun ging es hinter das Plündern. Im Pfarrhaus hatte Pfarrer Capräz seine beiden Töchter (die achtzehnjährige Cathrina, meine Großmutter, und die etwas jüngere Engalina) in den Keller eingeschlossen, um sie vor der Vergewaltigung der Soldaten zu bewahren. Es ging aber nicht lange, bis diese, die es auf den Wein in den Kellern abgesehen hatten, mit ihren Gewehrkolben die feste Kellertüre bearbeiteten, ungetacht allen Jammerns und Flehens des geängstigten Vaters. Und schon war die Türe beinahe aufgebrochen, da erschien General Demont persönlich und nahm die Pfarrersfamilie in Schutz. Er hatte in dem nahen Herrenhaus der Frau Potentat Albertini Quartier genommen und war von einem Dorfbewohner zu Hilfe gerufen worden. Der Keller sei der ungünstigste Zufluchtsort vor dem Militär, habe er dem Pfarrer gesagt. An der Plünderei hätten sich bei diesem Anlaß auch Bewohner von Vättis beteiligt, und die Taminser machten den Vättisern auch den Vorwurf, daß sie unterlassen hätten, erstern von dem Anrücken der starken Heeresabteilung rechtzeitig Kenntnis zu geben und sie vor einer von vornherein unnützen Gegenwehr zu warnen. Ein großer Teil des Dorfes ging bei diesem Anlaß in Flammen auf. Der untere Teil hatte bald darauf das gleiche Schicksal bei der Niederlage und dem Rückzug der aufständischen Oberländer. —

Die Pfarrersfamilie hat sich während diesen bösen Ereignissen einige Zeit in Feldis aufgehalten. Den Großvater habe ich nicht gekannt, da er schon in den dreißiger Jahren starb. Er hieß *Heinrich Lendi* und war im Volksmund der «Ammann Heinz». Neben einer ziemlich ausgedehnten Landwirtschaft hat er Rot- und Weißgerberei betrieben, die sein Sohn, Onkel Anton, dann nach dem Tode seines Vaters noch einige Jahre fortbetrieb. Der älteste Sohn, Christian Lendi, der auch beim Vater die

Lehre gemacht hatte, hat dann während vieler Jahre in Chur die Gerberei mit Erfolg betrieben. —

Die Großmutter war in der Verwendung von Heilkräutern sehr kundig. In einem großen Zimmer im obern Stock waren alle Wände mit solchen Kräutern aller Art behangen. Auch wußte sie vortreffliche Salben zur Heilung von Brand- und andern Wunden zu bereiten. Fort und fort kamen Leute aus dem Dorf zu ihr, um sich sowohl in Krankheitsfällen wie in allerhand anderen Sorgen und Kümmernissen ihren Rat einzuholen, und für jedermann war sie Ratgeberin und Helferin. Uns Kindern war sie die herzensgute, liebliche «Nana», die uns unermüdlich gute Lehren gab und mit einer schönen Erzählung oder sonst etwas Gute zu erfreuen wußte. —

Im Monat August ging es dann mit «Öhi Anton» auf sein Maiensäß auf Kunkels zum Heuen. Bruder Heinrich war dort dem Oheim beim Heuen und mit Lesen von Heidelbeeren schon eine gute Hilfe, was von mir nicht gesagt werden kann. Ich bin allem nach dort meist nachdenklich herumgestanden, was mir von brüderlicher Seite den Namen «Gaffer» eintrug. — Geschlafen wurde auf dem Heu, woran ich eigentlich keine besondere Freude hatte. — In der Erinnerung ist mir ein gewaltiges nächtliches Gewitter, bei dem der Regen mächtig auf das Schindeldach des Heustalles polterte und der Donner von den Felsen des Calanda mit einer Gewalt widerhallte, wie ich es zum zweiten Mal nicht gehört habe. —

Das großelterliche Haus steht auf dem Taminser Dorfplatz — dem Pfarrhaus, das seinerzeit auch Schulhaus war, gerade gegenüber. Es ist ein solides, in gutem Stil gebautes Haus. Hinter diesem ist die Stallung. Auf dem Dorfplatz vor dem Hause fand jeden Sonntag nach dem Gottesdienst die Gemeindeversammlung statt, ein Kreis von Männern, die über Gemeindeangelegenheiten in guter Ordnung verhandelten. Für das, was da gesprochen wurde, hatte ich begreiflich damals noch kein Verständnis. Aus der ersten Zeit meines Dörtselns erinnere ich mich, daß man noch keine Zünd-

hölzer hatte. Angezündet wurde mit sogenannten Schwefelhölzern, die man mit Feuerstahl und Schwamm zum Brennen brachte. Die Beleuchtung in der Wohnstube bestand in einem sogenannten Standlicht, ein Ständer mit selbstgedrehtem Baumwolldocht, der von einem dabeistehenden Stück Unschlitt genährt wurde. Die Küche wurde des Abends beleuchtet durch einen großen Span Kienholz, der auf dem Kochherd unter dem großen Herdschoß brannte. — Die gutgetäferte Wohnstube war mit einem alttümlichen schönen Büffet und einem ebensolchen großen Tisch mit Schieferplatte ausgestattet, auf der wir mit Griffel unsere Zeichenkünste ausüben konnten. Da der Oheim neben seinem Großvieh auch ein paar Ziegen hielt, betätigte sich mein Bruder Heinrich viel mit dem «Lauben», dem Einsammeln von belaubten Zweigen, meist vom Haselstrauch, das er in großen Bürden heimbrachte als Futter für die Ziegen im Winter. Ich habe ihn dabei begleitet, ohne ihm viel helfen zu können. In Tamins bin ich einmal in den Bach, der ganz hinter dem Dorf entspringt, gefallen. Es war dies beim Gemeindebackhaus, wohin ich die Großmutter, die dort am Brotbacken war, begleitet hatte. Die Großmutter erwischte mich an einem Arm und hob mich mit Leichtigkeit — sie war eine große, stattliche Frau — aus dem Wasser heraus und versetzte mir noch einen kräftigen Klaps auf die Rückseite als Mahnung zur besseren Vorsicht. Das Brot der Dorfbewohner wurde damals alles von ihnen selber im Gemeindebackhaus gebacken. Bäcker war keiner im Dorf. Bevor man in einer Haushaltung des Backens benötigte, begab man sich abends in die Wohnung des Vorstandsmitgliedes und zog dort mit andern in gleicher Lage Befindlichen das Los, wodurch die Reihenfolge und damit der Tag des Backens bestimmt wurde. Zubereitet wurde das Brot in den Häusern, und von da wurden die ungebackenen Brote auf einem langen Brett nach dem Backhaus gebracht. Das Brot der Großmutter war außergewöhnlich schmackhaft, und regelmäßig wurde gleichzeitig auch ein prächtiger Kuchen gebacken. —

Des Abends pflegten die Bauern auf den vor den Häusern lagernden Hölzern zusammenzusitzen und bis zur völligen Dunkelheit in Gesprächen sich zu unterhalten. Das ersetzte ihnen die Zeitung, von der zu jener Zeit dort noch nichts vorhanden war. Da setzte ich mich denn auch zu diesem Hengert und lauschte gespannt auf das Gespräch. Manches davon war wohl für junge Ohren nicht gerade geeignet. Das Verständnis dafür kam mir aber viel später, und das werden diese Männer auch im Gefühl gehabt haben. —

Der Hin- und Rückweg nach und von Tamins wurde selbstverständlich immer zu Fuß gemacht, teils über Felsberg, teils über Ems. «Öhi Anton» kam auch fast jeden Samstag zu uns nach Chur und war tagsüber bei uns zu Gast. Er war uns immer ein lieber, guter Oheim.

Im mündlichen Verkehr der Taminser wurden damals deren Familiennamen fast gar nicht gebraucht. Jeder Dorfbewohner hatte seinen Sondernamen, der sich auf eine innegehabte amtliche oder militärische Stellung, den Beruf oder irgendeine persönliche Eigenheit bezog und wobei meist nur der Vorname in Betracht fiel. So gab es einen «Ammann Oswald», einen «Ammann Risch» (Richard), ein «Tambürli», einen «Schuochtermeiri» (Schuster-Meinrad). Einer, der in holländischem Militärdienst gestanden, war der «Holländer». Einen Mann mit gewaltigem Körperbau hieß man den «Gallimelch» (Melchior der Goliath) usw. Üblich war mitunter auch, einige Generationen bloß durch Zusammenhängen der Vornamen zu bezeichnen — wie «Heinzadetishansheiri».

Zuhause wurden wir, besonders Bruder Heinrich und ich, früh zu allerhand Hilfeleistung angehalten. Aus der Schmiede mußten wir manche schwere Bürde Werkzeug nach der Schleiferei hinterm Bach und in die Eisenläden tragen. Und die Mutter hatte während vieler Jahre im Freifeld einen bischöflichen Acker gepachtet, auf dem sie Früchte für den Haushalt und Futter für die Schweine, deren zwei und mehrere gehalten wurden, gewann. Da mußten wir namentlich beim Einbringen der



Ein Familienbildchen.

Ernte bei der Hand sein. Vom Vater wurden wir auch hie und da auf den Einzug geschickt, meist zu Schuldnern, von denen wir unverrichteter Sache heimkamen. —

Mit sieben Jahren trat ich in die Stadtschule ein. Als Lehrer sind mir aus den ersten Schuljahren noch in guter Erinnerung die Herren M. Camenisch und Abr. Schweizer, der schon Lehrer meiner Mutter in Tamins gewesen war. Lehrer Camenisch war mein Lehrer in der 1. Klasse, aber nicht das ganze Jahr, da er während des Schuljahres die Stelle des Waisenvaters in der Anstalt Masans übernahm. Ein guter Lehrer war auch Herr Schlegel in der 5. Klasse und ebenso Herr L. Christ, der ältere, in der 6. Klasse. Es war dies ein älterer Herr, der das Bedürfnis, während der Pause etwas Stärkung zu sich zu nehmen, hatte und zu diesem Zweck dann eines der Mädchen um ein Pastetchen schickte. Mir gegenüber war er stets wohlwollend. Besonders war er mit meinen Aufsätzen zufrieden und äußerte sich sogar einmal, ich hätte Anlage zu einem Dichter. —

Ein wichtiges Ereignis für mich war das *Kadettenfest in Zürich* im Herbst 1856. Ich war eben aus der sechsten Klasse der Stadt-

schule nach bestandenem Examen ausgetreten und mit mehreren meiner Schulkameraden Kandidat für den Eintritt in die Kantonsschule im Herbst des gleichen Jahres. Nun befand sich unter diesen meinen Kameraden unter anderem Florian Sprecher, der Sohn des damaligen Kadetteninstructors Kommandant Sprecher. Und da unsere Aufnahme in die Kantonsschule von vornherein ziemlich sicher war, erwirkte Kommandant Sprecher den sechs Kantonsschülern in spe die Erlaubnis, an dem in den Ferien stattfindenden Kadettenfest teilzunehmen. Meine Eltern gaben dazu auch ihre Zustimmung. Wir mußten Uniformen anschaffen und nahmen dann mit großem Eifer an den Exerzierungen des Kadettenkorps teil. Besonders schön und genussreich war unsere Reise nach Zürich. Am 1. September morgens ging's von Chur ab per Leiterwagen bis Walenstadt, wo übernachtet wurde. Am folgenden Tag mit Dampfschiff bis Wessen, von dort den Linthkanal hinab mit Ruderschiff bis Schmerikon und von da bis Zürich wieder mit Dampfschiff. In Zürich war ich mit meinem Kameraden Fritz Lorez, Sohn von Pfarrer Lorez in St. Regula und später Apotheker in Zürich, bei Kaufmann Balber im Hirschengraben, bei freundlichen, feinen Leuten, die uns zwei Bündner und zwei Tessiner vorzüglich bewirteten. Über Nacht passierte mir aber dort ein kleines Malheur. Unsere Ausrüstung, die wir in Chur vom Zeughaus erhalten hatten, bestand in einem leichten Kadettengewehr, System Rollgewehr, mit dem damals unsere ganze Infanterie ausgerüstet war, einem extra für diesen Anlaß angeschafften leichten Tornister aus Karton und Wachstuch, einer Patronentasche und einem Bajonett. Die letzten beiden Gegenstände hingen an Bandelieren von Weißleder und wurden auf der Brust übers Kreuz gelegt, was sich auf der blauen Uniform recht hübsch ausnahm. Um bei den Manövern, die am 3. September stattfanden, tadellos dazustehen, hatten wir Weisung, am Vorabend diese Bandeliere mit Pfeifenerdenlösung anzustreichen. Fritz Lorez und ich führten dies auch getreulich aus. Zum Trocknen wurden dann die Bandeliere im Hofraum des Hauses aufge-

hängt. Leider regnete es dann in der Nacht, und zu unserem Schreck mußten wir uns am Morgen mit den ganz nassen, dunkel-graugeblben Bandelieren behängen. Mit Zittern und Zagen rückten wir mit diesem Schönheitsfehler behaftet bei unserer Truppe ein. Doch verlief hier glücklicherweise alles glimpflich. Zum Kadettenfest waren fast alle Kadettenkorps der Ostschweiz zusammengekommen. Unser Korps galt hinsichtlich Ausrüstung als eines der schönsten. Die Manöverleitung hatte Oberst Ziegler von Zürich, der sich seinerzeit im Gefecht bei Gislikon im Sonderbundskrieg rühmlich ausgezeichnet hatte. Oberst Ziegler hatte dem Kadettenmanöver die Erinnerung eines Teilgefechtes der Schlacht bei Zürich vom 4. Juni 1799 zugrunde gelegt, das in der Gegend von Schwamendingen stattgefunden hatte. Die Kadetten hatte er in ein Ostkorps von 10 Halbbataillonen und 10 Geschützen und ein Defensiv-Westkorps von 8 Halbbataillonen und 8 Geschützen eingeteilt. Über den Verlauf des Manövers in militärischer Hinsicht hatte und habe ich gar kein Urteil. Nur das kann ich sagen, daß wacker gepülvert wurde. Am Abend des Manövertages ging es dann noch per Eisenbahn nach Winterthur, wo wir übernachteten und auch wieder sehr gut verpflegt wurden. Erwähnen muß ich noch, daß an dem Kadettenfest auch mein Bruder Heinrich, Schüler der 2. Kantonsschulkasse, teilgenommen hat. In Zürich war er bei einem Bratwurster Maag einquartiert und rühmte besonders dessen Bratwürste. Er brachte mir am Morgen des Manövertages auch eine solche. Ich fand sie aber nicht so fein wie diejenigen, die unsere Mutter machte.

Auf das Fest hin hatte man jedem Teilnehmer eine Disposition des Gefechtes bei Schwamendingen und ein Liederheft zum Kadettenfest übergeben. Von den zehn Liedern des letzten Heftes sind zwei extra für diesen Anlaß von Gottfried Keller gedichtet worden. Ich habe diese Heftchen immer sorgfältig aufbewahrt. Am 4. September ging es dann wieder per Fuhrwerk auf die Heimreise, gegen St. Gallen und das Appenzellerland zu und von hier hinüber nach Altstätten, wo wir abends spät

ankamen. Mein rheintalisches Quartier bot mir einen starken Gegensatz zu den Tafelfreuden der Vortage. Von Altstätten ging's dann am 5. September wieder mit Leiterwagen Chur zu, wo wir nachmittags noch beizeiten anlangten. Auf unserem Exerzierplatz, der da, wo sich jetzt der Bahnhofplatz und die Güterexpedition befinden, lag, wurde noch Appell gehalten, und schon hieher waren unsere Eltern gekommen, uns zu begrüßen. Als mich aber meine Mutter in Gegenwart meiner Kriegskameraden küssen wollte, gab ich ihr zu verstehen, daß das nicht soldatenmäßig sei. Dieses Kadettenfest gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. —

Vor dem Eintritt in die Kantonsschule, wo man die Uniform haben mußte, wurden uns vier Brüdern die Kleider immer von einer Schneiderin oder einem Schneider, die meine Mutter auf der Stör hielt, angefertigt, was natürlich auch eine beträchtliche Mehrarbeit für die sparsame, unermüdliche Frau bedeutete. Ungefähr gleichzeitig mit meinem Eintritt in die Kantonsschule im Herbst 1856 wurde auch mit dem Bau der Eisenbahn nach Zürich und Rorschach begonnen. Im Jahr 1858 wurde die Bahn dann eröffnet, und von der Eröffnungsfeier sind mir besonders zwei Vorkommnisse in Erinnerung geblieben. An dem Festzug nahm auch das Kadettenkorps teil, und nach dem Zug durch die Stadt erhielten wir Befehl, den ganzen Bahnhof, um seine Überflutung durch das Publikum zu verhindern, mit einem Kordon abzuschließen. Mit meinen kleinen Kameraden vom letzten Zug war ich auf der Rückseite der Bahnhofgebäude postiert und stellte mich da gehörig in Position. Wie wurde ich aber da in meinem militärischen Selbstbewußtsein verletzt, als von Norden, von der Reparaturwerksätte her, ein kräftiger Mann im Arbeitskostüm eines Schlossers kurzweg durch unsern Kordon hindurchschritt, ohne von uns Notiz zu nehmen und meinen Versuch zur Abwehr mit einem geringschätzigen Knurren beantwortend. Es war natürlich etwas Selbstverständliches, daß Angestellte der Bahn, wie dies einer war, in beruflichen Angelegenheiten freien Paß haben mußten. Davon hatten

wir aber in unserem soldatischen Hochgefühl keine Ahnung, und man hätte es uns bei Erteilung der Ordre für den Kordon sagen sollen. —

Und das andere Vorkommen, das bei der Rückfahrt der Bahn auf der Strecke Chur—Landquart passierte, kann ich nur vom Hören sagen berichten. Direktor Simon vom Hof Ragaz scheint an dem Zustandekommen der Bahn nach Chur, damals Südostbahn geheißen, wesentlichen Anteil gehabt zu haben. Simon war in seiner Jugend nach Rußland gereist als Uhrmacher und hat sich dort ein großes Vermögen erworben. Nach seiner Heimat St. Gallen zurückgekehrt, war es ihm gelungen, mit der Regierung von St. Gallen für neunundneunzig Jahre einen Pachtvertrag über den Hof Ragaz samt Quellenrechte und Liegenschaften abzuschließen. Für die großartigen Entwicklungs- und Erweiterungspläne, die er für dieses Objekt vorhatte, war nun die Bahnverbindung nach dem Bodensee und nach Zürich eine erste Bedingung, und da ist es erklärlich, daß Simon bei dem Zustandekommen der Bahn im Vordergrund stand. Um dies allgemein erkennen zu lassen, hatte er bei der Her- und Rückfahrt des ersten Zuges auf der Lokomotive beim Lokomotivführer Platz genommen. Simon war ein kleines Männchen, aber mit ausgeprägten zaristisch-russischen Allüren. Bei einem der Wärterhäuschen an der Bahnlinie ließ er bei der Rückfahrt den Lokomotivführer plötzlich anhalten, stieg aus und versetzte dem dortigen Bahnwärter, der das ihm anbefohlene Salutieren nicht mit dem nötigen Schick, vielleicht auch gar nicht ausgeführt hatte, eine schallende Ohrfeige. Leider hatte es dieses Zwingherrchen hier nicht mit einem «Caldar» zu tun. In Chur hat der Vorfall Aufsehen erregt. In der Presse wurde er totgeschwiegen. —

In der Kantonsschule kam ich in allen Fächern — ich war wie mein Bruder Realschüler — gut vorwärts, hatte gute Zeugnisse bekommen, und die Lehrer behandelten mich wohlwollend, mit einer Ausnahme. Diese betraf meinen Lehrer im Französischen, Prof. L. Kratzer, von dem ich immer das Gefühl hatte, daß

ich ihm aus irgendeinem Grunde unsympathisch sei; denn die Kritik, die er etwa an meinen Arbeiten anbrachte, hatte meist etwas Bissiges. Dieses Verhältnis kam dann in der vierten Klasse noch vor Ende des Schuljahres in einer Weise zum Abschluß, die für meine berufliche Zukunft von großem Einfluß war. Ich hatte eines Tages einen französischen Aufsatz abzugeben und war bei dessen Abfassung nicht etwa leichtfertig zu Werke gegangen. Prof. Kratzer hat daran auch nur wenig Korrekturen angebracht. Aber an der Schrift stieß er sich. Ich hatte bisher meine Sachen in ziemlich großer, etwas schülerhafter Schrift geschrieben und fand es daher an der Zeit, von nun an etwas kleiner zu schreiben. Gerade die kleine zierliche Schrift von Prof. Kratzer hatte mir imponiert. Ich habe das betreffende Blatt noch heute zur Hand und finde wirklich nicht, daß es in dieser Hinsicht einer so scharfen Kritik bedürftig war, wie sie ihm damals zuteil wurde. Als Prof. Kratzer nämlich das Blatt mir zurückgab, bemerkte er scharf: «So, Wersell» — er sprach meinen Namen immer so aus — «wenn du jetzt so schreibst, so ist mir lieber, du kommst gar nicht mehr in meine Stunde!» Diese, wenn auch nur fakultative Wegweisung eines Schülers, der sein Schulgeld bezahlt hatte und keiner Böswilligkeit beschuldigt werden konnte, erschien mir ungemein taktlos; ich teilte den Vorfall und meine Entrüstung unverzüglich meinem Vater mit, und wir wurden uns einig, den weitern Besuch der Französisch-Stunde bei Prof. Kratzer einfach einzustellen. Aber damit hatte die Geschichte noch kein Ende. Denn als ich am folgenden Tag aus einer andern Unterrichtsstunde auf den Gang heraustrat, stand Prof. Kratzer mit dem Schuldiener schon da, bereit, für die versäumte Französisch-Stunde bei ihm mich abzufassen und in Arrest zu setzen. Aber der Herr Professor hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn als die beiden die Türe eines Zimmers öffneten, um sich zu überzeugen, ob es frei sei, hatte ich schon blitzschnell kehrtgemacht, sprang die Treppe hinab und auf und davon. Der Schuldiener hatte die Aussichtslosigkeit, mich einzuholen, sofort

eingesehen. Prof. Kratzer aber eilte noch in das Vestibül des Schulgebäudes und brüllte mir laut nach: «Wersell, Wersell!» Ich nahm natürlich davon keine Notiz und ging direkt heim. Mein Rechtsgefühl hatte es nicht zugelassen, diese Strafe, die ich nach dem Vorgefallenen für höchst ungerecht ansah, auf mich zu nehmen und diesen Gewaltstreich von Prof. Kratzer zuzulassen. Mein Vater war ganz meiner Auffassung, und um die Sache zu klären, nahm er Rücksprache mit dem Schullehrer, Prof. Schällibaum. Dieser war gewiß ein durchaus rechtlich denkender Mann. Hier nahm er aber nicht die Haltung ein, die wir von ihm erwartet hatten. Er stellte sich auf den Standpunkt der Inkompotenz, der ihm die Aufhebung einer von einem Kantonsschullehrer verhängten Strafe nicht gestatte. Damit war nun aber mein Verbleiben in der Kantonsschule überhaupt in Frage gestellt, und mein Vater hatte dem Rektor gegenüber auch erklärt, diesen Arrest lasse er mich nicht absitzen, und wenn man daran festhalte, nehme er mich aus der Schule weg. Und dabei blieb es dann, denn von seiten der Schule wurde kein Entgegenkommen gezeigt. Dem Prof. Kratzer war die Sache offenbar auch nicht recht. Denn eines Tages ließ er mich zu sich in den Hof des Gutes St. Margrethen, wo er wohnte, rufen, und hier hielt er mir die Nachteile vor, die aus meinem Verhalten mir erwachsen würden. «Du verdirst dir ja deine ganze Karriere!» sagte er. Aber von einem Einlenken von seiner Seite war keine Rede.

Daß dieser Konflikt eine ganz bedeutsame Änderung in meiner weitern Laufbahn zur Folge gehabt hat, darüber besteht kaum Zweifel. Vom Vater war ich bisher wohl auch für einen höhern technischen Beruf in Aussicht genommen wie Bruder Heinrich, der inzwischen in das Polytechnikum Karlsruhe als Schüler des Maschinenbaus eingetreten war. Und Heinrich hatte von dort aus brieflich mehrfach darüber mit uns verhandelt, welchem technischen Fach ich mich widmen könnte, und hatte uns seine Ratschläge mitgeteilt.

Und nun war diese Frage dadurch erledigt, daß ich kurzerhand mich entschloß, als Lehrling in die Hammerschmiede einzutreten. Freude an diesem Beruf hatte ich immer gehabt. Es gab aber wohl auch keinen Beruf, der auf einen kräftigen Jüngling anziehenderen Eindruck machen konnte als der dieses Hammerschmiedebetriebes. Die Feuer auf den großen Essen, die gewaltigen, wuchtig arbeitenden Wasserhämmer, die großen, glühenden Eisenstücke, die mit diesen oben verarbeitet wurden, und die energischen Bewegungen der kräftigen Werkleute boten ein ungemein lebendiges, von Hell und Dunkel scharf markiertes Bild, das auch vielfach Zuschauer von außen her anlockte. Die einseitige Ansprache von Prof. Kratzer ohne die geringste Würdigung meines Standpunktes und ohne das leiseste Bedauern über sein eigenes Benehmen, das den ganzen Hergang provoziert hatte, machte denn auch gar keinen Eindruck auf mich. Ich blieb bei meinem Entschluß, und mein Vater war damit ganz zufrieden. —

Und so ging's denn in die Schmiede. Ein Schurzfell wurde angeschafft von «Öhi Christ in der Gerbi», und zuerst kam ich als Zuschläger zum Waffenschmied Peter Haas. Mit dem Zuschlagen hatte es eine eigene Bewandtnis. Für Hände, die, wie die meinigen, anhaltend harter Arbeit noch nicht gewohnt waren, gab es am Anfang immer große Blasen, die sich dann aber bald in harte Schwülen verwandelten, denen der Hammerstiel nichts mehr anhaben konnte. Zu Beginn, es war dies im Sommer 1860, kamen dann noch oft einige von meinen Schulkameraden zu mir, um mich bei meiner neuen Hantierung zu beobachten und ihre Verwunderung über diesen Wechsel in meiner Laufbahn auszudrücken. Als Lehrling beim Waffenschmied ließ ich es mir von Anfang an gelegen sein, mir seine besonderen Handgriffe und Arbeitsmethoden zu merken. Ich habe noch jetzt in einem kleinen Heft aufgezeichnet, wie er in verschiedenen Etappen die schwierigern Werkzeuge formte. Neben der Arbeit in der Schmiede konnte ich jetzt dem Vater bei der Abgabe

reparierter Werkzeuge, beim Ladenverkauf und bei der Buchhaltung behilflich sein.

Die nächste Zeit war für unsere Familie eine solche schwerer Trauer. Bruder Heinrich war im zweiten Jahr seines Aufenthaltes auf dem Polytechnikum in Karlsruhe an Grippe erkrankt, von der er sich nicht mehr erholen sollte. Der Vater mußte ihn in Karlsruhe abholen, und nachdem er noch etwa ein Jahr lang in ärztlicher Behandlung gestanden war, ist er dem schlechenden Übel erlegen. Heinrich war körperlich sehr kräftig gebaut, groß, breitschultrig, mit breiter Brust. Er war auch nie zuvor ernstlich krank gewesen. Aber die damalige Medizin wußte gegen diese Krankheit mit nichts anderem als mit Mixturen anzukämpfen. Mit der heutigen Freiluftbehandlung wäre Heinrich gewiß geheilt worden. Dafür spricht der Umstand, daß sein Zustand, als er sich einige Zeit im Bad Alvaneu aufhielt und vom dortigen Arzt angeleitet wurde, sich viel im Freien aufzuhalten, sich sichtlich besserte, bis eine Erkältung einen Rückfall herbeiführte. Der im Jahr 1861 Verstorbene war geistig hochbegabt, was besonders von Prof. Theobald, dem er ein lieber Schüler war, betont wurde. Er war auch ein prächtiger Charakter, aufrichtig und treu. Der Mutter war er besonders lieblich zugetan. Er hatte die Überlast der auf ihr ruhenden Arbeiten gekannt und oft zu ihr gesagt: «Wenn ich einmal zum Verdienen komme, sollst Du es besser haben!» Die arme Mutter hat den Trennungsschmerz furchtbar schwer genommen. Nicht lange dannach haben wir dann noch einen andern Bruder, Jakob, einen gutherzigen Knaben, durch den Tod verloren. Er starb an einer Hirngrippe im Alter von 13 Jahren. — Was hatte die Mutter bei diesen, neben dem Haushalt fast ihr allein obliegenden Krankenpflegen und bei diesen Todesfällen körperlich und seelisch auszustehen!

Kurz nach meinem Austritt aus der Schule bin ich in den Bürgerturnverein eingetreten. Ich hatte schon in der Stadt- wie in der Kantonschule am Turnen gerne teilgenommen und gute Eignung dazu gehabt. Es war dann wohl auch das Bedürfnis nach Kameradschaft,

das mich zum Eintritt in den Bürgerturnverein bewog. Ich habe dann auch gute Kameraden in dem Verein gefunden, der damals während vieler Jahre unter dem Präsidium des kernhaften Conrad Moritzi, Buchhalter bei Bener & Söhne, stand. Liebe Kameraden fand ich in Julius Stark, einem Mitschüler, Michael Kupli, David Hemmi, Edmund Amstein, dem ausgezeichneten Kunstturner und jahrelangen Vorturner, seinem Bruder Erhard und anderen. Die Turnlokale waren damals noch äußerst primitiv und bald da, bald dort. Turnstunde hatten wir einen Abend in der Woche, und trotz der strengen Arbeit tagsüber in der Schmiede habe ich selten eine ausgelassen und war dabei auch immer sehr leistungsfähig. Ich machte dann auch gute Fortschritte und wurde nach und nach einer der ersten im Kunstturnen und im Nationalturnen. Ich habe mir in beiden Fächern bei kantonalen Turnfesten Kränze geholt.

Im Sommer 1863 bestand ich die Rekrutenschule als Scharfschütze, 14 Tage in der alten Kaserne auf dem Roßboden unter Kommandant Crapp und etwa 5 Wochen auf der Luziensteig unter Oberst Bruderer von St. Gallen. Crapp war ein lebhafter, rothaariger Romane, der die ersten Stufen seiner militärischen Karriere in einem fremden Dienst erstiegen hatte, wie übrigens sozusagen alle damaligen Militärinstruktoren in der Schweiz. Der Mann war wenig gebildet und radebrechte das Deutsche in gefährlicher Weise. Folgender Ausspruch von ihm war damals im Kurs: «Wenn das Soldat aufsteht, muß er zuerst machen auf das Bett.» Im Sommer 1866, bei Anlaß des Krieges zwischen Preußen und Italien einer- und Österreich andernseits, wurden die beiden bündnerischen Schützenkompanien, Comp. 16 und Comp. 36, der ich angehörte, zur Grenzbefestigung an die italienische Grenze aufgeboten. Comp. 16 kam ins Puschlav, die Comp. 36 ins Münstertal. Ich hatte nicht lange vor der Einberufung eine Brustfellentzündung durchgemacht. Aber trotzdem war ich imstande, die recht schwere damalige Ausrüstung samt 50 scharfen Patronen mir aufzuladen, und von Anfang an war ich einer der besten und aus-

dauernsten Gänger in der Compagnie. Und am Schluß der gewöhnlichen Kampagne war ich gesünder und kräftiger als je. —

Einige Zeit nachher teilte mir mein Vater mit, daß er von Oberst Jakob Salis von Jenins, eidgenössischer Oberinstruktur der Scharfschützen, angehalten worden sei, ob er sich nicht dazu verstehen könnte, mich als Offizier aspirieren zu lassen, ich würde mich dazu eignen, und man könnte die Sache auf eine sehr einfache Weise arrangieren. Wir besprachen die Sache, und schließlich kam es gegenüber der uns angebotenen Ehrung zur Zusage. Ich habe später vernommen, daß man infolge einer kleinen Rede, die ich bei einem Unterhaltungsabend am Schlusse eines Militärdienstes gehalten hatte, auf mich aufmerksam geworden war. Mit der Brevetierung ging es dann allerdings sehr bündig zu. Eines Tages wurde ich, der ich den Grad eines Corporals bekleidete, mit zwei andern Unteroffizieren, Wachtm. Gander von Burgdorf und Corp. Grüebler, nach Aarau einberufen, wo drei eidgenössische Obersten, Oberst Veillard, Oberst Salis und Oberst Widmer, bereit waren, uns ins Examen zu nehmen. Oberst Widmer, ein in militärischen Dingen gut orientierter Mann, war der eigentliche Examinator. Nach meiner damaligen Überzeugung habe ich das Examen noch etwas besser bestanden als meine Kollegen. Aber wir haben dann alle drei kurz nachher das Leutnantbrevet zugestellt erhalten. —

In der Schmiede wurde diese Rangerhöhung nicht ohne etwelchen Humor aufgenommen. Einer der Arbeiter, der Schleifer Münzenmaier, ein stämmiger Sachse, äußerte sich ungeschminkt: «Wir brauchen keinen Leutnant.» Dieser Münzenmaier war ein starker Trinker. Mit den andern Arbeitern im dritten Stock des Nebenhauses einlogiert, war er einmal nachts in einem schweren Rausch heimgekommen, hatte schon oben auf der Treppe des zweiten Stocks das Gleichgewicht verloren und war über die Treppe hinuntergefallen und auf dieser, Kopf unten, Beine oben, liegengeblieben. Wäre nicht, durch das Getöse alarmiert, der im ersten Stock wohnhafte Bildhauer Leoni schnell herausgeilt und hätte den Gefallenen

kopfoben hingelegt, so wäre der Mann in Kürze gestorben, denn schon drang ihm das Blut aus Mund und Nase, und es bedurfte einiger Zeit, um den Mann von dem erlittenen Blutandrang nach dem Gehirn wieder herzustellen. Vermutlich haben die Arbeiter in der Hammerschmiede gefunden, als Meistersohn könne ich auch ohne den Leutnant ihnen genug meisterieren. Und gewiss hatten die Leute auch eine Vorahnung davon, daß der von mir vertretene Militärgeist einen Einbruch in das bisherige patriarchalische Verhältnis, das vom Vater stets hochgehalten war, herbeiführen könnte. Und wirklich trat bei mir infolge dieser Rangerhöhung eine wesentliche Gesinnungsänderung in dieser Richtung ein. Ich war auf einmal von den militärischen Grundprinzipien, Autorität und Disziplin, derart eingezogen, daß ich sie für das A und das O aller Lebensweisheit ansah, das in allen Lebensverhältnissen allein zu gelten habe. Psychologische Beziehungen kamen mir als bloße Nebensächlichkeiten vor. Der Vater ist sich immer gleich geblieben. Er hatte ein ausgezeichnetes Erzähler talent und hatte Freude daran, den Arbeitern bei jedem Anlaß etwas Lustiges oder Kurzweiliges zu erzählen. Und dieser Gepflogenheit ist er bis an sein Lebensende treu geblieben, und er hat damit sicherlich den Leuten bei ihrer damaligen unvernünftig langen Arbeitszeit das Arbeiten erleichtert und ihnen gemütliche Erholung geboten. Mir aber kam nun auf einmal dieses freundlich-zutrauliche Wesen des Vaters gegenüber den Arbeitern gar nicht mehr meisterlich vor.

Dann ist auch noch zu sagen, daß meine militärische Karriere — ich habe es nach und nach zum Bataillons-Kommandanten gebracht — viele Unterbrechungen im Beruf herbeiführte und große Kosten verursachte. Für alle meine Equipierung habe ich nie einen Centime Entschädigung vom Staat erhalten, und der Sold hat die Auslagen nie gedeckt.

*

Nun habe ich aber noch die Erinnerung an ein für Chur mächtiges Ereignis, das *Hochwasser der Plessur vom Oktober 1861*, nachzuholen. Weggerissen wurden durch die nach

Wolkenbrüchen im Schanfigg wütend aus diesem herausbrechende Plessur der Staudamm für die Mühlbäche, der sogenannte Plessurfall, der bis dahin aus Holzbalken bestand, die wahrscheinlich an den Enden morsch geworden waren, dann das ganze ebene Kulturland vom Totengut bis ganz an das alte Haus, die Totenbrücke und vom Rüedschen Gute die Ebene, auf der jetzt das Depot der Chur-Arosa-Bahn steht. Und weiter außen dann noch die Metzgerbrücke und die beidseitigen Wuhrungen von hier bis zur Obertorerbrücke nebst den stadtseits anliegenden Gärten. Nun war ich während dieser Schreckensnacht gar nicht daheim, sondern auf einer Köhlerfahrt in die Feldiseralp begriffen, wo ich über Nacht blieb. Bis ich nächsten Tags zu Hause eintraf, hat meine Mutter große Angst um mich ausgestanden. Man wußte in Chur noch nicht, daß diese Wetterkatastrophe eine ganz lokale, auf das Schanfigg und Chur beschränkte war.

Um diese Zeit hatte ich während mancher Jahre allein die Kontrolle der vom Vater angestellten Köhlergruppen zu besorgen. Zahlreiche Bergfahrten galt es da auszuführen in die verschiedensten Gegenden, meist in die Alpen von Feldis, Scheid und Trans, dann aber auch an den Calanda, den Mittenberg und ins Albulatal. —

Bruder Martin konnte Mitte der sechziger Jahre auch aus der 5. Klasse der Kantonschule ins Polytechnikum Zürich eintreten. Aber bevor er sein Maschineningenieur-Studium ganz beendigt hatte, mußte er diese Schule wegen Erkrankung verlassen. Leichte Lungenblutungen waren eingetreten, die zur Heilung ein paar Jahre bedurften, die dann aber auch vollständig eintrat. Während der letzten Erkrankung von Prof. Theobald war auf dessen Vorschlag Martin als Stellvertreter in seinen Fächern beauftragt worden. Und er soll nach Aussage des damaligen Rektors Bott diese Funktion so gut besorgt und dabei namentlich eine vorzügliche Lehrgabe entwickelt haben, daß man ihm nach dem Tod von Prof. Theobald dessen Stelle definitiv antrug. Meine Mutter freute sich schon mächtig auf diese ehrenvolle Sicherung von Martins Existenz,

aber es kam anders. Mein Vater hatte auf der damals Botscheidschen Maschinenfabrik an der Sägenstraße eine größere Hypothek, und als bei Botscheider Konkurs eintrat, entschloß sich mein Vater, dieses Effekt zu erwerben. Zweifellos hat ihn dazu Martin bewogen, der seinerseits den Einflüsterungen von Botscheiders Schwiegersohn Schuppisser sein Ohr gelehnt hat. Infolgedessen wurde der Antrag der Kantonsschule abgelehnt, und Martin und Schuppisser übernahmen die Leitung der Maschinenfabrik vorläufig auf Rechnung meines Vaters. Die Eintracht mit Schuppisser dauerte aber nicht lange. Es kam zum Konflikt, und Martin wurde nun alleiniger Geschäftsführer, einstweilen immer noch auf Vaters Rechnung. Aber bald danach übernahm er die Fabrik in eigener Ökonomie und gründete sich auch einen eigenen Haushalt.

Erwähnt mag hier noch werden, daß der Bruch mit Schuppisser darin seinen Ursprung nahm, daß Martin seinen Associé eines Tages überraschte, wie er Daten aus den Geschäftsbüchern zusammenstellte, offenbar zum Zweck der Gründung eines gleichartigen Unternehmens in einem andern Orte. Diese Gründung hat dann Schuppisser auch tatsächlich zustande gebracht, und zwar in Herisau, wo er dann Direktor der dortigen Maschinenfabrik wurde. Zweifellos hat Schuppisser Martin für die Maschinenfabrik in Chur ein reichliches Einkommen für beide Geschäftsführer in Aussicht gestellt, und als er dann sah, daß das nicht zutraf, sich nach etwas anderem umgetan. —

*

An der anfangs der siebziger Jahre von der eidgenössischen Verfassungsrevision entfachten politischen Bewegung habe ich mich lebhaft beteiligt. Diese Verfassungsrevision hatte die Einwohnerschaft des Kantons mit einem Schlag in zwei politische Lager auseinandergebracht. Bis dahin und seit langem her war in Graubünden von einer politischen Bewegung nicht das Geringste zu verspüren, weder in den Verhandlungen der Behörde, noch in der Presse. Die Verhandlungen im Großen Rat, in der Standeskommission und der Re-

gierung wie auch die Wahlen, alles wurde da ausschließlich nach den materiellen Gesichtspunkten der Talschafts- und Gemeindeinteressen sowie des Kantons abgewickelt. Und jetzt mit einem Mal war der politische Gegensatz und waren die politischen Parteien da. Und nun kamen auch die Parteinamen. Zuerst waren es nur die Revi und die Anti, dann aber fingen die Ersteren, zu denen auch ich mich zählte, an, sich als Liberale zu bezeichnen. Und um unserer Sache mehr Nachdruck zu verleihen, fühlte ich als eifriger Parteigänger mich dazu berufen, für Chur einen liberalen Verein zu gründen. In der Gründungsversammlung habe ich das einleitende Votum gehalten. Dieser Verein existiert heute noch, bloß hat er seinen Namen geändert in Freisinnig-demokratischer Verein und Freisinnig-Demokratischen Partei. Ich habe mich aber bald von dieser Partei gelöst. —

Während der ersten Verfassungskampagne kam Florian Gengel, bisher Redaktor am «Bund» in Bern, nach Chur und gab hier den «Freien Rätier» heraus als Organ der liberalen Partei von Graubünden. Gengel war ein stattlicher Mann, gewandter Journalist und guter Redner. Sein Blatt kam rasch zu Ansehen und Bedeutung, und er selber wurde ziemlich bald in den Großen Rat und in den Ständerat gewählt. Er hatte den gegebenen Moment erfaßt, um der neuentstandenen liberalen Partei seines Heimatkantons durch sein Organ eine feste Stütze zu geben und selber sich eine führende Stellung in dieser Partei zu schaffen. Wie sich später herausstellte, hatte Gengel auch ernstlich darauf gerechnet, vermittelst seiner Position in Graubünden und seiner Beziehungen in Bern Bundesrat zu werden. Bekanntlich wurde dann der Bündner Bavier gewählt und Gengel geriet darüber in solche Verzweiflung, daß er nur mit Mühe davon abgehalten werden konnte, sich das Leben zu nehmen. —

Ich stand mit Gengel eine Zeitlang auf gutem Fuße, und ich habe ihm für den «Freien Rätier» verschiedene Artikel geschrieben, die dem Blatt jedenfalls förderlich waren, was er selber anerkannte. Gengel legte offenbar Wert darauf, mich ihm für die Dauer zu verpflich-

ten, denn eines Tages stellte er an mich, da ich in ziemlich raschem Avancement zum Hauptmann-Bataillons-Adjutant vorgerückt war, die Frage, ob ich nicht Lust hätte, eidgenössischer Oberst zu werden. Gengel glaubte, wie es scheint, in Bern so viel Einfluß zu haben oder als Bundesrat zu erhalten, um mir diese Chance zu sichern. Ich habe aber ohne langes Besinnen abgelehnt. Soviel ich mich erinnere, hat zweierlei mich dazu bewogen. Im Militär war es mir immer daran gelegen, meinen Dienst möglichst gut zu besorgen. Ich habe mich auch außerhalb des Dienstes militärisch auszubilden gesucht. So hatte ich mich im Reiten gut geübt, auch in der neuen militärischen Literatur mich orientiert, namentlich in den taktischen Lehrbüchern der Preußen. Auf Grund dieser Lektüre habe ich während des deutsch-französischen Krieges von 1870 einer großen Gesellschaft im «Sternen», die einhellig ganz auf den Sieg der Franzosen rechnete, den gegnerischen Standpunkt geltend gemacht, gestützt auf die bessere Ausrüstung und bessere Ausbildung für den modernen Krieg. Es kam dann sogar zu einer Wette, die ich dann gewann. Auf die gewonnenen Weinflaschen habe ich dann aber verzichtet. Auf Grund meiner bestandenen Militärdienste glaubte ich dann wohl den Rang des Majors erlangen zu können. Höher ging mein Streben nicht. Bei allem diesem Interesse am Militär war ich aber doch jedesmal sehr froh, aus dem militärischen Zwang wieder in das freiere bürgerliche Leben zurückkehren zu können. Als eidgenössischer Instruktionsoffizier mich ständig auf Waffenplätzen aufzuhalten, das wäre für mich kein Anreiz gewesen. Das andere war meine Stellung in der Hammerschmiede, deren Leitung nach und nach an mich übergegangen war. Das Geschäft ging ordentlich; ich hatte Interesse daran, und es bestand daheim kein Grund, es zu verlassen.

*

Hier möchte ich noch gerade eine besondere, mit dem Betrieb der Schmiede zusammenhängende Arbeit erwähnen: das Freihalten der Wasserräder im Winter von Eis. In kalten Wintern war dieses «Eisen» eine schwierige



Die Versell'sche Hammerschmiede (1892 umgebaut).

und nicht ungefährliche Arbeit. Da war in der Radstube alles dick mit Glatteis überzogen. Das hohe Rad für den Windflügel und den Schleifstein war noch am leichtesten frei zu halten, da seine Schaufeln von Eisen waren, wovon das Eis sich leichter löste. Und dann war ein Mann imstande, das Rad nach Bedarf langsam zu drehen. Viel schwieriger war das Eisen bei dem Hammerrad mit seinen breiten und dicken Schaufeln. Hier mußte das Rad, wenn es vom Kanal freigemacht und auf einer Seite abgekippt war, jedesmal durch Zufließen von Wasser vermittelst Hebung der Falle in die erforderliche Drehung versetzt werden. Doch kam es auch vor, daß das Rad, nachdem es von den Seitenwänden des Kanals freigemacht worden war, wenn es auf dieser Seite das Übergewicht hatte, von selbst in Drehung geriet. Und dadurch hat mein Vater einen Unfall erlitten. Er wurde durch diese Drehung mit einem Fuß zwischen eine Radschaufel und

den Radkanal eingeklemmt. Glücklicherweise konnte er bald durch Zurückwinden der Radwelle von der Schmiede aus freigemacht werden. Einen bösartigen Unfall aus ähnlicher Ursache haben wir dann mit einem jüngeren Arbeiter erlebt. Er wurde auch durch unvorhergesehene Drehung des Hammerrades eingeklemmt und war leider, bis er freigemacht werden konnte, zu lange dem Zustrom des kalten Wassers ausgesetzt, so daß er, als man ihn ins Haus führte, mitten unterwegs an einem Herzschlag starb. Eine besondere Sorge erforderte auch der sogenannte Leerschutzkanal. Bei anhaltender Kälte waren die Seitenwände dieses Leerlaufes infolge des unregelmäßig fließenden und aufspritzenden Wassers in ständiger und immer zunehmender Vereisung begriffen. Dann mußte der Kanal täglich freigemacht werden, damit die oft in großer Zahl den Bach herunterkommenden großen Eisschollen sich nicht im Kanal verkeilten und einen Bachausritt zur Folge hatten. Die schwierigste Stelle bei diesem Kanal war auch da wieder die beim Hammerrad, dessen dicker Wellbaum tief auf den Kanal hinunterreichte, ihn oben abschloß und dadurch das Freihalten von Eis sehr erschwerte. An dieser Stelle ist denn auch meines Erinnerns zweimal, und zwar jedesmal an Sonntagen, infolge ungenügender Aufsicht der Bach durch Eisschollen gestaut worden. Er überschwemmte dann zuerst die Hammerschmiede und floß von da aus durch den Hof über die Straßen des Welschdörfli. Jedesmal unter großem Wettern der dadurch belästigten oder auch geschädigten Nachbarn. Das Lösen dieses Hemmnisses war dann allemal eine besonders schwierige Sache.

Ich kam allmählich mehr und mehr in diese Arbeit hinein. Da die Schmiedegesellen im allgemeinen etwas schwerfällig und auch mit ungeeignetem Schuhwerk versehen waren, war das «Eisen» für sie keine gefahrlose Sache, während ich infolge des Turnens in jeder bei dieser Arbeit notwendigen Situation mich viel sicherer bewegen konnte. Und es lag daher nahe, daß ich mich immer mehr dieser Winterarbeit annahm, und ich habe sie schließlich viele Jahre lang fast allein besorgt. Ich habe

mich dabei fast ausschließlich der Axt bedient, während früher viel mit langen, mit Eisen spitzen versehenen Stangen im Eis herumgestochert wurde. Ich habe beim «Eisen» keinen Unfall erlitten, wohl aber verschiedentlich mir Erkältungskrankheiten zugezogen. Seitdem die Wasserräder durch eine Turbine ersetzt wurden, ist das «Eisen» ein Kinderspiel gegenüber früher. Die Turbine in ihrem abgeschlossenen Kasten ist dem Gefrieren fast gar nicht ausgesetzt. Und der Leerlauf ist jetzt auf der ganzen Länge gut zugänglich. —

*

Den Festzug bei der Annahme der Bundesverfassung von 1874 hatte ich zu leiten. Ich war damals Chef des Pompierkorps und bekam in den nächsten Jahren noch ein paar solche Festzüge zu dirigieren, so auch den bei der Wahl von Bavier zum Bundesrat. Den erstgenannten Festzug stellte ich in der untern Grabenstraße zusammen. Die Spitze, die Musik und dann eine Pompierabteilung, stand in der Poststraße vor dem Postgebäude, da, wo jetzt die Kantonalbank steht. Da, gerade als alles zum Abmarsch bereit war, stürmte ein Rudel junger Männer, ausgerüstet mit einer weinroten Fahne, aus der an das Postgebäude anstoßenden Wirtschaft «zur Post» unter lautem Gegröll herunter und drängte sich vorn, zwischen die Musik und die Pompier, in den Zug ein. Es waren dies die «Beveriner», wie sie sich, abgeleitet von bevere, hießen, junge Leute aus hablichen Familien, die sich das Weintrinken zum Kultus und zum Vereinszweck erhoben hatten. Ich machte kurzen Prozeß. Ich ließ die Musik ein paar Schritte vorwärts marschieren und stellte dann die Pompier den Frechlingen vor die Nase. Da bei diesem Zug der Pompier lauter große, kräftige Männer waren und ich ihnen den Befehl erteilt hatte, niemand voranzulassen, sahen die «Beveriner» ein, daß da nichts zu machen sei, und ergaben sich in ihre nun bedeutungslose Lage. Ich hatte unter diesen Leuten mehrere gute Bekannte, aber von nun an hatte ich es mit ihnen gründlich verdorben. —

Der Festzug zog dann durch die Straßen der Stadt nach dem Regierungsplatz. Dieser war

schon mit Publikum angefüllt, aber mit dem von mir in solchem Fall immer angewandten Einmarsch in fortgesetzten Gegenzügen wurde der Platz automatisch frei und der Festzug darin plaziert. Die Festrede hielt Regierungsrat Franz Peterelli. — Erst nachträglich erfuhr ich, daß Redaktor Gengel auf dem Balkon seiner Wohnung an der Poststraße bereit stand, um eine Rede vor dem Festzug zu halten. Da dieser aber dort nicht Halt machte, war sein Vorhaben vereitelt. Mir hatte man davon nichts gesagt, und ich kam von selber auch nicht darauf, obwohl es vielleicht am Platze gewesen wäre, Gengel als eifrigem Förderer der Revision diese Gelegenheit zu bieten.

Bald nachher kam ich mit Gengel und den Liberalen gründlich auseinander, und zwar verursacht durch eine Gesinnungsänderung meinerseits. Ich hatte als erste sozialistische Lektüre «Die Arbeiterfrage» von Lange gelesen und dadurch einen neuen und erweiterten Einblick in das gesellschaftlich-wirtschaftliche Getriebe gewonnen. Von diesen neuen Gesichtspunkten aus lag es mir nun nahe, an meiner Umgebung, den Liberalen, Kritik zu üben. Und da fand ich, daß sie, nachdem die Verfassung unter Dach gebracht war, nun gemächlich auf ihren Lorbeeren ausruhten. Ein Programm hatten sie nicht. In ihren Versammlungen war von den Bedürfnissen und Interessen der Bevölkerung im allgemeinen nicht die Rede, geschweige von denen der Minderbemittelten. Ihr ganzes Interesse konzentrierte sich auf die Wahlen, darauf, möglichst viele von ihren Leuten in Ämter und Würden hinein zu bringen, um sich das Übergewicht, das sie durch die Abstimmung über die Konservativen erhalten hatten, und die Führung der Dinge bei der neuen Ordnung zu sichern. Kurz, ich fand nun, daß die Liberalen eine Herrenpartei sei und keine Volkspartei.

Und in dieser Auffassung wurde ich bestärkt durch einen Mann, mit dem ich in diesen Tagen in nähere Beziehung trat. Dies war *Mathäus Risch*, zur Zeit städtischer Polizeisekretär, wie damals der Chefbeamte der Stadtpolizei betitelt war, und im Militär Bataillonskommandant. Risch war 12 Jahre äl-

ter als ich und noch etwas mit uns verwandt, da seine Großmutter die Schwester meines Großvaters in Tamins gewesen war. Risch war ein Mann von außergewöhnlichen Eigenschaften, körperlichen wie geistigen. Groß von Statur, gedrungen gebaut, war er riesig stark, dazu ein klarer, scharfer Denker und von einer seltenen Tatkraft. Was er einmal angefasst hatte, das mußte durchgesetzt werden. Risch war ein Demokrat von Haus aus. Sein Großvater und Vater hatten sich schon in den vierziger Jahren an der Abschaffung des altingesessenen aristokratischen Stadtregimentes lebhaft beteiligt. Von welchem Schlage diese Rischs waren — hier ein Müsterchen:

Der Großvater Rischs war Metzgermeister und Zunftmeister. Zu seiner Zeit machte ein Mann aus Obervaz, ein gewisser Bergamin, die Straßen und Wege in der Nähe von Chur unsicher. Man sagte ihm nach, daß er in verschiedenen Fällen Passanten bei Nacht überfallen und ihnen das Geld abgenommen habe, und der Mann war daher allgemein gefürchtet. Dieser Bergamin erschien nun eines Tages in der Wohnung bei Zunftmeister Risch und verlangte drohenden Tones von ihm eine Summe Geld. «Mer wend luege», sagte der Zunftmeister und begab sich zu einem Kasten, aber nicht um Geld demselben zu entnehmen, wohl aber einen derben Knüttel, mit dem er den auf solche Zahlung nicht vorbereiteten bäumigen Strolch windelweich durchprügelte, um ihn dann aus dem Haus zu werfen. Einige Zeit nachher war Zunftmeister Risch eines Abends ein paar Kilometer von der Stadt von einem Vieheinkauf auf der Heimwanderung begriffen, begleitet von seinem großen Hund. Da sei auf einmal von der Seite her ein großer Mann rasch auf ihn herangekommen. Beim Näherkommen sei er aber plötzlich stillgestanden, habe gerufen: «Aha, sind's Ihr, Zunftmeister», und habe sich dann schleunigst davon gemacht. —

Was mich mit Math. Risch besonders näher zusammenführte, das war das uns beiden eigene Interesse am Gemeinwesen und namentlich für Entwicklung und Verschönerung der Stadt Chur. In dieser Beziehung haben wir in

Zusammenarbeit viele große Verbesserungen zustande gebracht. Ich hatte um diese Zeit aufgrund einer Besprechung mit Advokat Joshua Nadig den *Stadtverein* gegründet. Das einleitende Votum in der Gründungsversammlung habe ich gehalten. An diesem Stadtverein hat auch Math. Risch rege teilgenommen. Die erste Arbeit, die der Stadtverein auf meine Anregung hin durchführte, war die *Haldenanlage*. Diese stellte in der Folge eine ganz wesentliche Verschönerung des Stadtbildes dar, denn dieser Teil der Stadt war bisher eine öde Fläche voller Anbrüche und Risse gewesen, die jeden Frühling von den Fußtritten der während einiger Tage dort weidenden Kühe immer neu verursacht wurden. Am Zustandekommen dieser Zierde der Stadt hat Math. Risch den Hauptanteil. Er hat es, was gar nicht leicht ging, bei den Bauern zustande gebracht, daß sie auf dieses Weidland verzichteten. Und er verwendete sich auch beim Stadtforstamt für richtige Anlage der Wege in der Anlage. —

Das zweite und größte Werk, das der Stadtverein durchgeführt hat, betraf die *zweckmäßige Einmündung* der am Ende der siebziger Jahre erbauten *Schanfiggerstraße* in die Stadt. Chur hatte für den Bau dieser Straße ein unteres Trasse über Molinis vorgeschlagen. Aber es wurde dann das obere Trasse beschlossen, und für dieses war als Ausmündung in Chur die Hofstraße mit dem Martinsplatz vorgesehen. Nun war diese Lösung von vornherein eine unhaltbare. Denn von der Schanfiggerstraße waren hauptsächlich große Blöckerfuhren zu erwarten, und diese in die engsten Gassen der Stadt hineinzuleiten, daran durfte man nicht denken. Da ich an der Anlage von Straßen und Wegen immer ein großes Interesse hatte, bewegte mich diese Frage in besonderem Maße, und ich machte mich daran, hier eine richtige Lösung zu finden. Es gelang mir dann auch; der Hang unter dem Seminar St. Luzi und dem Marienhügel erschien mir als ein günstiges Terrain zur Herunterführung der Schanfiggerstraße und zu deren Weiterführung längs der Plessur nach dem Obertor. Denn darauf legten wir von der Obertorseite besonderen Wert. Um aber sicher zu sein,

begab ich mich noch zu meinem Schulkameraden Leonz Held, dem späteren Chef des Eidgenössischen Amtes für Topographie, der damals als junger Ingenieur gehilfe beim Bureau von Ingenieur Oberst Lanicca beschäftigt war, und Held sprach sich ganz zugunsten meines Projektes aus. Ich brachte nun das Projekt Risch zur Kenntnis, und dieser war für dasselbe ganz eingenommen. Und nun setzte er sich mit der ihm eigenen Energie und Umsicht für seine Verwirklichung ein. Er war damals auch Mitglied der Standeskommission, dieser erweiterten Regierung, in deren Kompetenz der Entscheid über das Trasse der Straßen lag. Zunächst bewirkte er, daß vom Kantonalen Bauamt ein Projekt mit Kostenvorschlag über diese Variante aufgestellt wurde. Nun war er sich aber sofort klar, daß dieses Projekt mit den teuren Wuhrbauten an der Plessur ohne größere Beiträge von der Stadt nicht durchzubringen wäre. Er trommelte daher ohne Verzug eine Interessentenversammlung des Obertorquartiers zusammen und hatte im Nu Beiträge im Betrag von Fr. 30 000.— zugesichert, neben denen allenfalls auch noch solche der Stadt in Aussicht gestellt werden konnten. Und auf diese Weise kam dann auch dieses Werk zustande, ein Werk, das der Stadt geradezu ein statliches Aussehen verlieh und ihr mehrere der wichtigsten Vorteile brachte. So hat es die Stadt vom Mittenberg durch einen prächtigen Straßenring — die Planaterrastraße wurde auf Betreiben der Untertörler kurz darauf erstellt — freigelegt und zugleich die Kantonsschule, das Seminar, den Hof mit Zugangsstraßen vom Untertor und vom Sand her versehen, wo bisher nichts vorhanden war. Vom untern Tor her war nur ein schmaler Weg da, der durch bischöflichen Baumgarten und Wingert führte, beim Schlüsselruf im Herbst aber abgeriegelt wurde. Der Abhang gegen die Münzmühle war mehr Rüfe als Weg und wegen seiner Steilheit kaum begehbar, geschweige denn fahrbar gewesen. Weitere große Annehmlichkeiten und Vorteile brachte die Anlage der Straße längst der Plessur. Zunächst einmal eine bedeutende Verschönerung dieser Stadtseite. Vorher war, ungefähr mitten zwi-

schnen der Häuserreihe und der Plessur, ein schmaler Weg durchgegangen, in den man von der Obertorbrücke mittelst einer Treppe hinunter und bei der Metzgerbrücke auf einer Treppe wieder hinaufsteigen mußte. Die Plessuruhren waren niedrig und baufällig und die Böschung bis hinauf auf den erwähnten Weg mit kleinen, schlecht gepflegten Gärtchen besetzt. In der Gegend des «Praximerbogens» stand ein kleines unansehnliches Haus, in dem eine mehr als zweideutige Wirtschaft unterhalten wurde. Das Ganze bot ein Bild der Verwahrlosung. In den Gärtchen konnte wegen Mangels an Humus und der Dürre, die hier herrschte, nichts Rechtes aufkommen. Und nun wurde das Ganze durch die Erstellung neuer solider Wuhren an der Plessur auf das Niveau der Plessurbrücke gehoben, eine Straße mit Trottoir und Baumreihe war nun da, welche die Häuser der Obern Gasse mit ihren hier wohlgepflegten Gärten auch auf dieser Seite zugänglich machte und zugleich das Sandquartier eigentlich neu erschlossen hat. Und welch großen Vorteil brachten die neuen Wuhren durch die Sicherung gegen die Hochwasser, die bisher gänzlich gefehlt hatte! Und dieses für die Stadt so wichtige Werk hat man Math. Risch zu verdanken. Ohne ihn wäre es nicht zustande gekommen, da wäre die Hofstraße für viele Jahre Ausmündung der Schanfiggerstraße geworden. Höchstens wäre etwa eine Planaterrastraße dazugekommen. Ein paar Jahre später wurde dann auch das linksufrige Plessurwuhrl in gleicher Höhe erstellt und eine zweite Quaistraße geschaffen. —

Vom Stadtverein wurden in diesen Jahren dann noch eine Reihe von Waldspaziergängen erstellt. So der jetzt so beliebte, vielbegangene Weg von der Haldenanlage nach dem Lürlibad, der Weg vom Totengut nach der Araschgerstraße und der Weg von St. Hilaria nach der Araschgerstraße, dann der Weg vom Foral weg nach dem Eckerswaldweg und der sogenannte Bohlweg, der vom Puffschen Gütl bis hinauf nach der großen Kehre der Roßstraße führt und ferner auch eine direkte Wegverbindung vom untern Schwarzwaldmaiensäff nach dem Maiensäff Schöneck. Bei allen diesen

Wegverbindungen waren Risch und ich die eigentlichen Urheber. Die Projekte gingen alle von mir aus, denn es war von jeher mein Bestreben, unsere schönen und nahen Waldungen zugänglich zu machen, was bisher allseitig fehlte, mit Ausnahme des in den fünfziger Jahren vom Stadtförster Eckert, einem alten Achtundvierziger, erstellten Weges am untern Rand des Westhanges vom Pizokel. — Beim Weg St. Hilaria nach der Araschgenstraße führte das geplante Trasse ein Stück weit über Gebiet des Privatgutes Melzi. Es gelang, mit den Gutsverwaltern Ratsherr Eckstein und Fräulein Caprez eine gütliche Verständigung zu erzielen. — Eine große Förderung erlangte der Waldwegbau durch den Dienstantritt des jungen Stadtförsters Henne, der, ein Meister im Wegbau, dann von sich aus ein großzügiges Netz von Waldfahrwegen entwarf und mit Hilfe von Bundessubventionen durchführte, selbstverständlich vor allem im forstlichen Interesse. Durch diese Weganlagen wurden dann erst unsere Maiensäff erschlossen. —

Risch hat man auch das neue Geläute zu St. Martin zu verdanken. Er hat das Projekt verfaßt, die Finanzierung gesichert und das wirklich schöne Werk mit Hilfe einer kleinen Kommission von Musikkundigen zustande gebracht. —

Mich nahm in diesen Jahren der Dienst als Feuerwehrmann viel in Anspruch. Mehrere Jahre war ich Kommandant des Pompiercorps, das mich wählte, weil es mit seinem bisheri- gen, einem Wirt, nicht zufrieden war. Dann noch länger Feuerwehrkommandant, zuerst zweiter, unter Hauptmann Lendi, der mir aber bei der Instruktion und bei den Bränden freie Hand ließ. Und gerade in dieser Zeit kam eine ganze Serie von Brandfällen vor. Zuerst zwei in der oberen Sägenstraße. Beide entstanden in den Holzschuppen von Zimmermeister Braun. Dass der Sohn des letzteren, Architekt Gottfried Braun, es nicht schwer aufnahm, erhellte aus einer Bemerkung, die er gegenüber meinem Bruder Christian, der ein Mitschüler von ihm war, machte. Als Christian während des Brandes zu ihm kam und ihm sein großes Leidwesen darüber, daß das elterliche Haus in

Flammen stand, ausdrückte, antwortete ihm Gottfried: «Ach, tu nicht so dumm!» Beim ersten dieser Brände ging das Wohnhaus Braun mit hölzerner Parterreveranda und dem nördlichen Teil des Holzschuppens in Flammen auf, beim zweiten der nördliche Teil des Schuppens und drei kleine baufällige Häuser an der Sägenstraße. Nicht lange nachher brach ein Brand im Risch'schen Stall im Kupfergässli aus. Der mitten in den Häusern eingebaute Stall brannte ganz ab, aber mit der Feuerwehr waren wir imstande, die angebauten Häuser sozusagen unbeschädigt zu erhalten, eine Leistung, die von auswärtigen Feuerwehrmännern als eine hervorragende bezeichnet wurde. Und alle diese Brände mußten noch mit den alten Hilfsmitteln, den Feuerspritzen, bekämpft werden. Bei den Bränden an der Sägenstraße brauchte es freilich große Anstrengung, um das Übergreifen des Feuers von den großen Holzvorräte enthaltenden Schuppen auf die nahen Gebäude der alten Brauerei zu verhindern. Und kurz nach dem Brand im Kupfergässli brach ein vierter in der obern Gasse im Hause zum Praximerbogen aus. Ich war bei-zeiten an Ort und Stelle. Es brannte im Dachstock. Und als ich beim Hause ankam, stand da ein Wendrohrführer, der seinen Wasserstrahl senkrecht gegen das Dachgesims hinauf richtete, wo von Feuer keine Spur zu sehen war. Ich stellte den Wasserstrahl sofort ab und nahm den Rohrführer mit mir hinauf auf den Estrich. Hier brannte es in einer Estrichkammer, und ich konnte das Feuer noch rechtzeitig bewältigen, um konstatieren zu können, daß mitten in dieser Kammer ein Haufen Glut und Asche schön abgerundet dalag, der die eigentliche Brandursache darstellte. Mieter der Kammer war ein Hitz, und der Mann wurde in Haft genommen. Bei den Gerichtsverhandlungen wurde mit größter Wahrscheinlichkeit festgestellt, daß Hitz auch die drei vorgenannten Brände angestiftet hatte. Er erhielt 10 Jahre Zuchthaus, wobei strafverschärfend mitwirkte, daß im Haus zum Praximerbogen während des Brandes Kranke lagen, was Hitz bekannt war. Nach diesem Fall hatten wir auf Stadtgebiet ziemlich Ruhe vor

Brandfällen. Aber die Umgegend nahm unsere Feuerwehr ziemlich in Anspruch. Da waren Schadenfeuer in Trimmis, in Malix, und das Kurhaus Passugg brannte zweimal ab.

*

Wie schon erwähnt, dauerte mein gutes Einvernehmen mit den Liberalen nicht lange. Ich machte von meinen Ansichten gegenüber Mitgliedern und in Versammlungen kein Hehl und wurde darum bald als räudiges Schaf angesehen. Als ich dann aber gar bei einer Wahl offen für Math. Risch einstand, in dem die Liberalen ihren gefährlichsten Gegner erblickten, da kam es zum Bruch. In einer Versammlung wurde ich direkt zur Rede gestellt. Ich setzte meinen Standpunkt sachlich und objektiv auseinander, wies nach, woran es der liberalen Partei nach meiner Ansicht nach fehle und daß sie zu Reformen schreiten sollte. Aber damit kam ich nicht gut an. Gengel rief: «Seht, er will uns belehren!» Mein Ausschluß aus der Partei wurde beantragt und trotz dem Abraten objektiv denkender Männer, wie Regierungsrat Nett, mit Hallo beschlossen. Nun war die beidseitige Stellung klar, und ich wußte, woran ich war.

Einen weiteren Ruck nach links gab es dann bei mir Ende der siebziger Jahre, als *Conrad Conzett*, Buchdrucker aus Amerika, nach Chur kam. Er teilte mir mit, daß er ein sozialistisches Wochenblatt herauszugeben gedenke. Ich sagte ihm sofort meine Mitwirkung zu, und den Einführungsartikel in der ersten Nummer des «Volksfreundes» habe ich verfaßt. Dieser Artikel wurde dann auch von H. Greulich in Zürich speziell gelobt. Das Blatt fand ordentlich Verbreitung, so daß Conzett, der den «Volkfreund» redigierte und in der Hauptsache auch setzte, auf den Gedanken verfiel, das Blatt täglich herauszugeben. Wir bildeten ein kleines Consortium hiefür, Conzett, Lehrer H. Mettier, der damals, wenn ich nicht irre, in Thusis die Realschule führte, und ich. Mettier übernahm die Redaktion. Nach einem halben Jahr aber zeigte es sich, daß das Unternehmen nicht haltbar war. Ein Defizit von über Fr. 2000.— war das Ergebnis, und darum wurde mit dieser täglichen Ausgabe

Schluß gemacht. Ein jeder Teilhaber hatte für Fr. 700.— aufzukommen. Conzett mußte es vom Geschäft abschreiben, Mettier am Redaktionsgehalt einbüßen, ich bezahlte es bar. Kurz darauf assoziierte sich Conzett mit dem eben nach Chur zugezogenen jungen Buchdrucker Carl Ebner. Sie gaben miteinander ein Blatt unter einem Namen, an den ich mich nicht erinnere, heraus. Conzett hielt es aber nicht lange bei Ebner aus und zog nach Zürich. Eine kleine Gruppe von Anhängern des «Volksfreund» behielt Fühlung untereinander.

Ein besonders lieber Freund von mir war Ratsherr *Christ. Hold*, Spezereihändler in der Obern Gasse, ein wackerer Mann in jeder Beziehung. Wir nannten uns die Jungdemokraten im Gegensatz zu den Liberalen. Ein zugewandter Ort war dann noch Nationalrat *Casp. Decurtins*, ein besonders scharfer Gegner der Liberalen. Mit ihm hielten Risch und ich in der Stille Besprechungen über die Sachlage. Doch fiel dies noch in die Zeit des Bestehens des «Volksfreund», da Decurtins speziell Interesse daran hatte, wenn ich gegen Gengel polemisierte.

In der Niederlassungsfrage hatte Risch eine gute Gelegenheit, um seine demokratische Ge- sinnung deutlich erkennen zu lassen und seinen Standpunkt zur Geltung zu bringen. Es handelte sich bei der Schaffung eines neuen kantonalen Niederlassungsgesetzes um die Frage der Zuteilung der Gemeindegüter. Die liberalen Churer Herren, die ihren Sitz im «Sternen» hielten und deshalb «Sternenklub» geheißen wurden, waren eifrig dafür, daß diese Gemeindegüter der Bürgergemeinde zugesprochen würden, während Risch ebenso entschieden für deren Übergabe an die Einwohnergemeinde einstund. Bekanntlich wurde dieser letztere Grundsatz in das Niederlassungsgesetz aufgenommen. Dieses bringe die Rechte der Niedergelassenen an den Gemeindenutzungen zur Geltung und verschaffe der Einwohnergemeinde von vornherein Finanzkraft und Kredit. Der gegenteilige Grundsatz hätte habliche Bürgergemeinden und arme Einwohnergemeinden geschaffen. Ein Hauptverdienst an dem Zustandekommen dieses trefflichen Nie-

derlassungsgesetzes, eines der besten der Schweiz, ist dem hervorragenden Staatsmann Ständerat Peterelli zuzuschreiben. —

*

Das Jahr 1881 brachte unserer Familie einen schmerzlichen, schweren Verlust. Am 28. Mai 1881 starb unsere liebe, gute Mutter nach längerem Leiden. Sie war am 12. Februar 1812 geboren, erreichte also ein Alter von etwas mehr als 69 Jahren. Sie erlag einem langwierigen Lungenkatarrh, dessen bakteriologischer Charakter damals nicht festgestellt werden konnte. Der damaligen Rückständigkeit gemäß war auch die Behandlung. Auf Einschüttten von Mixturen und die Vorschrift vielen Bettliegens beschränkte sie sich. Noch in der letzten Zeit hatte die Mutter den Drang aufzustehen, hatte auch noch die Kraft dazu. Durch die ärztliche Autorität verbündet, hielten wir sie davon ab. Dr. Kellenberger hat sich während dieser Krankheit wiederholt gefühllos und roh benommen. Die Ursache davon ist mir erst jetzt klar geworden. Es war einfach der Parteidifferenz. Dem freisinnigen Kellenberger war ich nur der verhaftete Gegner. Und ich hatte keine Ahnung davon. Kellenberger hatte es jedenfalls seinem gravitätischen Auftreten zu verdanken, daß er als der beste Arzt in Chur galt. Und in unserm blinden Glauben daran glaubten wir keinen andern wählen zu dürfen, während wir zweifellos bei Dr. Gamser, dem urchigen Demokraten und Parteidifferenz, viel besser gefahren wären. Dr. Gamser verlor dann gerade wegen seiner Parteidifferenz seine hiesige Praxis fast gänzlich, so daß er dann nach Maran übersiedelte.

Das Leben unserer Mutter war selbstlose Hingabe einer erstaunlich großen Arbeitskraft im Dienste der Familie. Sie hat sich für diese förmlich aufgerieben. Sie war dabei wirklich geistreich und im mündlichen Verkehr sehr schlagfertig. Wie sie in allen häuslichen Arbeiten sehr geschickt und gewandt war, konnte sie auch sehr gut kochen. Ihre guten Suppen und Gerichte wurden allseitig gerühmt. Dabei war sie außerordentlich ökonomisch und sparsam. Im Haushalt wußte sie alles aufs beste einzuteilen und auszunützen. Den Rappen

drehte sie zweimal um, ehe sie ihn ausgab, und als der Obstverkauf auf dem Kornplatz noch nach Maß vor sich ging, da führte sie regelmäßig die eifrigsten Dispute mit dem Händler — Bauern brachten ihr Obst auf Wagen her —, wenn er die Quartane, die aufgefüllt werden mußte, nicht nach ihrer Ansicht recht einfüllte. Bei aller Sparsamkeit war sie aber gleichwohl sehr gut gegen die Armen. Von den Dörfern her und besonders von Tamins kamen viele Arme zu ihr, und die entließ sie niemals ohne eine kräftige Nahrung. Während der Krankheit der Mutter waren wir vielfach mit der Aushilfe nicht gut bestellt. Da kam in den letzten Monaten, gerade als es am nötigsten war, unsere Cousine Nina Lendi, Tochter von Onkel Anton, wie ein Engel vom Himmel, eine in jeder Beziehung wackere, tüchtige und tapfere Tochter uns zu Hilfe. —

*

Im Jahr 1885 brachte eine Intervention von M. Risch meiner Laufbahn eine völlige Wendung. Er wird gefunden haben, daß ich mich eigentlich für eine Beamtung besser eigne als für die Hammerschmiederei. Er war einflußreich und Mitglied des kleinen Stadtrates und fragte mich als solches an, ob ich nicht geneigt sei, die Stelle eines Polizeichefs bei der Stadt anzunehmen unter der Bedingung, daß ich ohne Bewerbung, durch Berufung gewählt werde und das Amt, das soeben durch Demission frei geworden, den Titel Polizeiinspektor erhalte. Ich beriet mich mit dem Vater, dann Bruder Christian. Da der Betrieb der Hammerschmiede seit einigen Jahren sehr stark zurückgegangen war, Christian sich auch schon ziemlich lange durch mich stark zurückgesetzt gefühlt hatte und nach größerer Selbständigkeit strebte, entschlossen wir uns schließlich, daß ich die angebotene Stelle annehme. Und am 1. August 1885 habe ich sie angetreten, anfänglich mit Sorgen und Bangen. Aber es ging besser, als ich erwartet hatte. Bei dem Entscheid hatte namentlich auch die Erwägung mitgeholfen, daß ich mit meinem Gehalt den spärlichen Einnahmen aus der Schmiede im

Haushalt nachhelfen konnte und daß ich in meiner Freizeit dem Vater und Christian auch etwa mit Rat und Tat behilflich sein könnte.

Das Polizeiamt hatte damals viele und manigfaltige Aufgaben: Das Polizeiwesen, Ordnungs- und Sicherheitspolizei, dann das ganze Straßenwesen war ihm übertragen. Auch das Sanitätswesen mit der Aufsicht über das Stadtspital, ein sehr wichtiges Gebiet. Dann die Gastkontrolle, Sorge, daß bei mondhelten Nächten nicht Gas verbraucht wurde, und die Milchkontrolle.

Mit der Reorganisation habe ich keine Zeit verloren. Ich fand es, wie es mein Vorgänger Oberstleutnant Caviezel und jedenfalls schon Risch geordnet hatten, einfach und praktisch — während gewisse Nachfolger ihre Hauptaufgabe in der Reorganisation gesehen und den Blick für das Wichtigste verloren haben. Die Tagesordnung der Polizisten war auf einem Zettel im Polizeistübli angeschlagen. Jeder der vier Quartiere war ein Polizist zugeordnet, dem ich die besondere Sorgfalt für die Aufsicht im Quartier anempfahl. Jeder Polizist hatte ein ganz kleines Heftchen, in das er jede Stunde des Tages und was vorgefallen war mit Bleistift einzutragen hatte.

Im Straßenwesen schaffte ich sofort bessere Ordnung wegen der Straßenverstellung. Bisher hatte man die Wagen regellos Tag und Nacht herumstehen lassen. Ich ordnete an, daß bei Nacht für jeden Wagen die Erlaubnis eingeholt werden mußte. Unerlaubte Wagen wurden einfach weggeführt und Bußen auferlegt. Die Holzabfälle und Unrat vom Holzscheiten her blieben bisher einfach auf der Straße liegen, bis nach längerem die Stadtarbeiter sie wegschafften. Von jetzt an mußte jeder Private die Sache sorgfältig entfernen bei Buße im Unterlassungsfall.

Ein wichtiges Gebiet war auch noch das Armenwesen. Hier war ein Verzeichnis der auswärtigen Gemeinden mit Angabe des Beitrages an ihre hier wohnhaften Angehörigen mit ihnen vereinbart . . .



Leonhard Meisser: Hortensia, Öl, 1970